

**Gertrud von den Brincken**

**Doch auch ein Wort kann viel sein**  
Gedichte aus der Wanderschaft (1928–1958)

herausgegeben von  
Iris von Gottberg



---

V E R L A G  
WINFRIED JENIOR

*Gertrud von den Brincken*  
Doch auch ein Wort kann viel sein

---

V E R L A G  
WINFRIED JENIOR

*Gertrud von den Brincken*

**Gesamtauswahl der Lyrik  
aus sieben Jahrzehnten  
in vier Bänden**

herausgegeben von  
Iris von Gottberg

Band I:  
Halt beschützend über mir die Hand  
Frühe Gedichte (1911–1927)

Band II:  
Durch die Lande geht ein großes Raunen  
Balladen und lyrische Zyklen (1917–1942)

Band III:  
Doch auch ein Wort kann viel sein  
Gedichte aus der Wanderschaft (1928–1958)

Band IV:  
Was ich noch sagen wollte  
Späte Gedichte und zweistimmige Lyrik (1959–1982)

---

V E R L A G  
WINFRIED JENIOR

*Gertrud von den Brincken*

**Doch auch ein Wort kann viel sein**

Gedichte aus der Wanderschaft (1928–1958)

herausgegeben von  
Iris von Gottberg

---

V E R L A G  
WINFRIED JENIOR

Gefördert vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien  
aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages  
sowie mit freundlicher Unterstützung der Deutsch-Baltischen Gesellschaft

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek:  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie.  
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar

Copyright © 2011 bei Verlag Winfried Jenior  
Lassallestraße 15, D-34119 Kassel  
Tel.: 0561 - 7391621, Fax: 0561 - 774148,  
[www.jenior.de](http://www.jenior.de) e-mail: [jenior@aol.com](mailto:jenior@aol.com)  
ISBN 978-3-934377-14-1  
Printed in Germany

## Inhalt

|  |     |
|--|-----|
| Unterwegs (1942)   | 9   |
| Stimme im Dunkel (1949)  | 61  |
| Heimwehbuch II (1950, <sup>2</sup> 1954)   | 107 |
| <b>Gezeiten</b><br>Gedichte aus den 30er bis 50er Jahren (posthum 1992)  | 131 |
| <br>   |     |
| Nachwort von Iris von Gottberg   | 191 |
| <br>   |     |
| Gertrud von den Brincken in der Zerreißprobe zwischen<br>eigener und baltischer Familie, zwischen realem Wohnort<br>und Sehnsucht nach der verlorenen Heimat | 191 |
| <br>   |     |
| Zur vierbändigen Gesamtauswahl der Lyrik   | 197 |
| <br>   |     |
| <b>Siglen</b> der Gedichtbände<br>und Bibliographie des Gesamtwerks  | 200 |
| <br>   |     |
| Detailliertes Inhaltsverzeichnis   | 203 |





Gertrud v. der Leinwand



Unterwegs  
(1942)



### *Unterwegs*

Ich will begraben sein, weiß selbst nicht wo:  
an einem Wegrand, wo ich hingehöre.  
Strandhafer singt im Wind und Wollgras, so  
mit sich in Einklang, dass es niemand störe.

In einen starken Baumstamm ritzt mir Spruch  
und Name; – nein, dies Wen'ge nur, das mehr ist:  
Gelebt – gedarbt – gestorben – im Versuch  
ein Mensch zu sein, was meist so bitterschwer ist!

Auf keinem steifgeputzten Friedhof sei's,  
der Reichen Erbteil, Käufern leicht erwerblich.  
Wie blüht's am Weg wildgrün und maßliebweiß,  
und nur das Gottgepflanzte ist unsterblich.

Gönnt mir die Weite. Unsereiner war  
stets unterwegs, ein Fremdling dem Gedränge.  
Wählt einen Abhang, wo der Fernblick klar  
gen Heimland geht durch blaue Mondaufgänge!

Und dann und wann im Jahr wird jemand hier  
vorübergeh'n und stillsteh'n vor dem Stamme,  
und denken: lebte ... ach, so geht's auch mir.  
Und denken: losch ... wo bleibst du, arme Flamme?

Und denken: Nacht ... Ja, Wanderer, überleg's,  
wie muss es jenem, der sie trägt, zumut sein ...  
Und denken: ohne Freund und unterwegs ...  
und was er dann noch denkt, vielleicht wird's gut sein ...

Darum begrabt mich zwischen Wald und Rain,  
nicht in der Gräberstadt der vielen Leute!  
Schreibt: lebte – starb – in Heimweh und allein ...  
Als Ort: Atlantis ... Und als Datum: heute ...

[6]

DICHTER - EIN STRAUß GEDANKEN

*Pro domo*

Ja, ich weiß, ihr werdet mir erwidern:  
Wer es leichter nimmt, hat mehr vollbracht!  
Über meinen abseitigen Liedern  
lastet zu viel Zorn und zu viel Nacht.

Wahrlich, wir sind je und je verschieden  
wie Geröll und Geysir, Moos und Tann.  
Wo ich Kampf will, lebt ihr sehr in Frieden,  
unter Vormundschaft von Jedermann.

Sold und Werkzeug klappern hell und tönern,  
Feierabend qualmt die Stube voll –  
Aber nie lass ich von Tagelöhnern  
mir befehlen, was *ich* dichten soll!

[6, 9]

*Dichter scheinen uns*

Dichter scheinen uns schwerlich  
not, wenn der Alltag klirrt.  
Dichter sind unentbehrlich,  
wenn es Abend wird.

Dichter wissen um keinen  
Segen, der Wohlstand lieh;  
aber, weshalb wir weinen  
müssen, das wissen sie ...

Dichter wollen nicht lernen,  
wie man sich fügt und feigt;  
aber ums Aufgeh'n von Sternen  
wissen sie etwas Bescheid ...

Dichtern bringt Wind und Wolke  
Ahnung, wie Gott uns entwarf –  
Mahnung gefährdetem Volke,  
dass es nicht fallen darf.

Fallen nicht, noch vergessen,  
wer seine Runen geritzt,  
dass es Helden besessen  
und – eine Seele besitzt ...

Rasch ist der Tag und begehrlieh,  
rafft sich, was schöntut und girrt –  
Dichter sind unentbehrlich,  
wenn es dunkel wird.

[6, 9]

*Man kennt sie daran*

Sie sind ganz wehrlos, denn wen trifft ein Lied?  
Sie stell'n sich barhaupt berstenden Gewittern,  
doch muss ihr Herz um jede Unbill zittern,  
die einem Kinde oder Tier geschieht.

Man kennt sie daran, dass sie sich nicht jach  
berauschen am Rekord von Rennbahnmeistern,  
doch bis zu reifer Traurigkeit begeistern  
an einer Weide Beugung überm Bach.

Und dass sie selig werden dann und wann,  
wenn Wolken lächeln, sanft wie Sonderlinge,  
und dass sie leiden um ganz ferne Dinge,  
die sie nichts angeh'n – alles geht sie an.

Man kennt sie daran – nein, man kennt sie nie,  
sie sind nicht zu erklären und erklügeln,  
steh'n nicht auf Kanzeln oder Feldherrnhügeln.  
Sie herrschen nicht, denn niemand hört auf sie!

[6]

## *Worte*

An ihren Worten könnt ihr Kleinheit messen,  
die sich auf hohen Stelzen wohlgefällt;  
um Hörigkeit und Herkunft zu vergessen,  
sich kostbar schmückt und für gekönigt hält.

Der Talgeborne ruft von hoher Brüstung  
zu Tat und Tod, die seinem Alltag fremd.  
Wer schwachen Mutes klirrt mit schwerer Rüstung,  
Wort muss ihm Maske sein und Kettenhemd.

Doch Worte leben, wachen auf und leuchten,  
wenn man nicht frevelnd ihren Schmelz versehrt  
und nicht den Adel ihrer leichtverscheuchten  
Gewährung, die ein plumper Griff entehrt.

Und Worte sterben. Wieviel hochgeblühte  
verwelkten schon, zerfasert und zerfetzt:  
,Schmerz' wurde schal, im ,Herzen' fror die Güte,  
und ,Ewigkeit' zerfloss im flachen Jetzt.

Wer Worte ausschenkt, sollte Ehrfurcht tragen,  
nicht sieben ball'n, wo eines alles fasst;  
und wenn er Männer meint, nicht ,Helden' sagen,  
nicht ,Himmelreich', wenn er sehr irdisch prasst!

Wer Worte falschmünzt und im Land verbreitet,  
bis Dunst verklärt und Licht entedelt steht,  
ist Todes schuldig, weil er Tod bereitet  
und Hochverrat an seinem Volk begeht.

[6]

*Gedichte*

Wir, die wir dichten, sahen einmal einen  
Gewittersteg gespannt durchs graue Leid,  
von dem wir zuversichtlich nun vermeinen,  
er führt zum Eiland ohne Einsamkeit.

Und sind gewiss nun, dass ein gutes Land ist,  
weltabseits, wo man unsre Sprache kennt,  
und eine Seele, die uns nah verwandt ist,  
von der uns nichts als sehr viel Ferne trennt.

Wenn auch der Regenbogen nun zerbräche,  
wir haben schon das Brückenziel erfragt:  
Gedichte sind geflüsterte Gespräche  
mit jener Seele, die uns Gott versagt ...

[6]

*Rilkes Tod*

Warst du doch immer anders Mensch als wir,  
in einem zweiten unbegrenzten Wachsein;  
teilhaftig anders an Gebüsch und Tier,  
und immer war bei Gott dein Unterdachsein.

Und warst im Kältesten: im Messingknauf,  
Gerät und Tisch, von dem wir achtlos reden,  
ein Atem, und dein Atem weckte auf,  
und deiner Hand Liebkosung lag um jeden.

Und warst in dem, was immer um uns schweigt  
vom fremden Tod, nicht nur in stummen Dingen,  
was hinter Buch und Lampenlöschchen steigt,  
das wir bestürzt uns *nicht* zu denken zwingen.

In dir war viel vom Tode – wie wir seh'n  
im edlen Holz verzweigt die dunkeln Masern.  
Darum nun ist's, als wäre dir nichts gescheh'n,  
nichts, was Gewalt tat deines Lebens Fasern.

Du warst in allem nah und fern zugleich,  
und schon dahinter, als davor du standest,  
und so geschah dir nichts in deinem Reich,  
darin du nur ein neues Gleichnis fandest.

[6]

*Das Gebot*

Dies ist das unerbittliche Gebot,  
das jene vielzuvielen Dichter richtet:  
Du sollst *nicht* beten ‚Unser täglich Brot‘  
– leicht duckt sich, wer Alltäglichem verpflichtet!

Du bist kein Vogel, dass du singen darfst  
im Sommerchor der hunderttausend Stimmen,  
kein Wind, dass du Erlauschtes weiterharfst:  
der Linde Atem, das Gesumm der Immen.

So du ein Mensch bist, brich aus dir hervor –  
und musst du auch Zerbrechliches zerbrechen –  
gib dich! und ganz! Und nicht allein zum Ohr,  
zum Schicksal eines andern sollst du sprechen!

Ob Blätterfall, ob Schneestaub dich umstiebt,  
nur was dir bis ins Herz griff, wird dein eigen:  
Nicht An-Erlebtes, nur *Durchlebtes* gibt  
das schwere Recht: sich selber zu entschweigen!

[6]

*Für irgendwen*

Jeder der dichtet, dichtet für irgendwen,  
den er gekrönt mit Legende und fürstlichem Leben,  
um über Werkstatt und Dunst zu ihm aufzuseh'n.  
Jeder der dichtet, dichtet für Einen, den  
er sich erdichtet, um sich zu ihm zu erheben.

Jeder der dichtet, löscht die Gestirne aus  
die seine Kindheit bewachten, die klaren und großen;  
bückt sich nach Kieseln und billigem Blumenstrauß.  
Jeder der dichtet, dichtet sich fort von zu Haus',  
weil sich die Seinen am Stolz seiner Armut stoßen.

Jeder der dichtet, muss aus dem Himmel geh'n  
in die Gewalt der Gerechten und der Geringen;  
muss unter Schächern verhört und verurteilt steh'n.  
Jeder der dichtet, dichtet für irgendwen,  
der ihn ans Kreuz schlägt zum Spottpreis von Silberlingen.

[6, 9]

## MEINEN KINDERN

### *Lächeln*

Mein Kind, ich sah das Leben  
von Finsternis umflort,  
Leid kann gelöst nicht werden  
mit leichtem Mutterwort.

Mich darf dein erstes Lächeln  
so täuschen nicht und freu'n  
als könnt's die Wetterwolken  
ob dieser Welt zerstreu'n.

Mein Kind, es wächst zu vieles  
an Unrecht auf im Land,  
und ich hab viel zu wenig  
geschafft, damit es schwand.

Ich darf nicht mit dir feiern,  
wenn ungetan noch sind  
die Taten, die da warten,  
dass *du* sie tust, mein Kind.

Erst wenn durch deine Hände  
ein Mensch gewandelt ward,  
ein Herbergslicht entzündet,  
ein Handvoll Schuld erspart.

Wenn dereinst deine Augen  
so tief wie trostreich sind,  
dann will ich mit dir lächeln,  
wenn *du's dann* kannst, mein Kind ...

[6]

*Schlummerlied - Kleine Seele*

Kleine Seele, ja, nun dunkelt's wieder  
über allen Dächern, Dorf und Stadt.  
Einer nur schließt niemals seine Lider,  
weil sein Blick uns zu bewachen hat.

Kleine Seele, noch aus Kuss und Kissen  
unerweckt zur Welt voll Wahn und Wind,  
schlaf dich selig in das tiefe Wissen,  
dass wir drüben am daheimsten sind.

Kleine Seele, noch gehört viel Schlummer  
dir im Kahne deiner Kinderzeit.  
Wenn du wach wirst, warten Kampf und Kummer.  
Schlaf dich tapfer, jeglichem bereit.

Schlaf dich groß, damit bewusst dir werd:  
einsam oben, ohne Cherubim,  
müht sich Einer um die dunkle Erde –  
kleine Seele, einmal hilfst du ihm ...

[6]

*Glaubt's*

Wo ich auch hingeh', wenn der Tod mich nahm,  
ich baue mir zu euch zurück die Brücken,  
wie in den Sagen tief und wundersam  
einst Melusine heimlich wiederkam,  
um ihre Waislein an ihr Herz zu drücken.

Ich trete lautlos ein bei Nachtbeginn,  
wenn ihr verschüttet seid von Traurigkeiten,  
und streiche sacht um eure Schläfen hin.  
Ich darf nicht sagen, dass ich bei euch bin,  
nur segentlich durch eure Seele gleiten.

Wenn ihr mich braucht, wenn man euch Unrecht tut,  
o wisst, mich wird es bis ins Jenseits schmerzen;  
nicht ruhen werde ich, und wenn Er ruht,  
Gott aufzerr'n, bis Er irgend wieder gut  
es macht an euren unbeschützten Herzen.

Ich kann nicht tot sein, nein, ich sterb' euch nicht,  
und ob auch eingesargt in schwerer Erde,  
mich hält kein Grab, kein Gott und kein Gericht.  
O glaubt's, dass ich als ernstes Lampenlicht  
in jedem Dunkel bei euch wachen werde.

[6]

*Zwei Götter*

Ich habe zwei Götter, den einen  
erkämpf ich mir Nacht um Nacht,  
und muss ihn wieder verneinen,  
weil er niemand selig macht.

Er ist der Erzeuger der Schmerzen,  
doch selten als Arzt bereit,  
denn über sein Herz hängt erzen  
die Kälte der Ewigkeit.

Kein Notschrei kann ihn errufen,  
und klömme knieend man  
zehntausend Sternenstufen,  
man träfe ihn doch nicht an. –

Zwei Götter hab ich; vom zweiten  
erzähl' ich vor Nacht meinem Kind:  
Wie über dem Gang der Gezeiten  
seine Wege verlässlich sind.

Wie sorgsam sein Vaterherze  
uns alle umschlossen hält.  
Für jeden brennt eine Kerze  
im Heimathause der Welt.

Gleich leuchte sie goldengelber,  
wenn hier unten wir gütig sind ...  
So sag ich – und glaube selber  
an den Gott, den ich schenk meinem Kind.

[6, 9]

*Dunkles Lied*

Mein Sohn, nach Weisung frag' nicht bei mir,  
mein Weg verlor sich im Leben.  
Ich habe keinem und selbst nicht dir,  
Kompass und Kunde zu geben.

Ich weiß nicht Hafen und weiß nicht Licht;  
ein Wort nur, das müde ich buchte,  
das heißt nicht: glaube, – es heißt: glaub nicht.  
Glaub nicht an das, was ich suchte.

Glaub nicht an die Wolken über dem Sand,  
die rosigen Seligmacher,  
glaub nicht an das Land, das gelobte Land,  
an das Glück in den Lauben der Lacher!

Glaub nicht den Legenden vom Paradeis,  
vom Pilgern um Lohn und Besoldung.  
Und Sterne machen die Nacht nicht weiß,  
und auch Sonne ist nichts als Vergoldung.

Glaub nicht an Menschen, glaub nicht an mich.  
Wir sind alle von jeher belastet  
mit Armut, die nur in Worten sich  
an die Raine der Gottheit tastet.

Was das Leben dir schuldet und dir verspricht,  
es wird dich berauben um beides.  
Seinem Sang, seiner Sonne glaub nicht, glaub nicht! –  
Erlüg dir kein Schicksal – erleid es!

[6]

*Eh wir begreifen*

Eh wir begreifen, warum Gott nicht spricht,  
muss Unbegriffnes sich zum Griffel kürzen,  
und müssen vieler Sommer Sterne stürzen,  
und was geblüht, verblühen, blass und schlicht.

Und muss der Mensch, dem wir uns aufgespart,  
an keinem auffindbaren Wege warten,  
bis eingesart in unsrem kleinen Garten,  
was wir *ihm* schenken wollten, Saatkorn ward.

Und muss ein Winter schneien, heckendicht,  
und nachts wer rufen aus vereisten Gründen,  
dem wir, uns selbst hinhaltend, Antwort zünden ...  
Eh wir begreifen, warum *Gott* nicht spricht –

[6]

*Ohne Spruch*

Ja, die Abende sind voll Gesängen,  
wenn es dunkelt, stimmt sich alles fromm.  
Mensch und Bild und Mond und Vorhang drängen  
zueinander – aneinander: „komm ...“

Dankbar hörst du wie um alle Stätten  
Gottes Atem tief und ruhig geht –  
Ach, dass wir auch morgens etwas hätten  
von dem Einklang, der bei Nacht besteht!

Einen Zuspruch, wie der Heimatküste  
windgewohnte, knorr'ge Kiefernkraft,  
der dich adle und zur Ausfahrt rüste  
in die Segler- und die Siedlerschaft!

Einen Spruch, gleich blankem Ritterschlage,  
der dich wappne, Kind, und nicht mehr wiegt,  
zugehörig – hörig nicht – dem Tage!  
Glück erspielt sich – Größe wird ersiegt.

Doch der Tag ist flach und ohne Gnade,  
uns auch flacht und härtet sein Gestampf.  
Sind wir nicht zur Fügsamkeit zu schade,  
und nur Schläfer nie mit sich im Kampf?

Zieh hinaus mein Sohn ins weiße Feuer  
ohne Zuspruch, der dich führt und feit!  
Die Geringen sind sich selber teuer.  
Wert hat nur der Aufbruch Gottgetreuer, –  
aber Gott ist ungeheu'r weit –

[6]

*Wegwunsch*

Die andern geben ihren jungen Söhnen  
Glückwünsche mit, wie Segel windgebauscht,  
vielleicht um jenen Wind zu übertönen,  
der wider allen Menschenhochmut rauscht.

Ihr Endziel sind die bunten Hafenstädte,  
von Gold und Kronen sichtbarlich erhellt,  
wo sie als satte Krämer, stolze Räte,  
beherrschen können ihre kleine Welt.

Was soll ich dir, mein Sohn, als Wegwunsch sagen?  
Die Welt ist dunkel, wenn wir sehend sind.  
Dass Gott nicht kommt, ist gar nicht zu ertragen –  
Drum sei du selbst ein wenig Gott, mein Kind!

Nicht dir allein, so sparsam sind nur Reiche,  
doch du sei arm und so dem Leide nah,  
das alle Welt durchkreist, das grundlos gleiche,  
vom Wurm zum Nebel der Andromeda.

Ich kann dir keine hellern Wünsche geben,  
weil Gold und Kronen kalten Lichtes sind.  
Eh du's genießt, gib's lieber hin, dein Leben!  
Ein wenig Gott sein ist kein Glück, mein Kind!

[6, 9]

*Drei Lieder vom Freunde*

*1 Freundschaft*

Such keinen Freund im lärmenden Gewimmel  
des Straßenschachts, den Häuserblöcke sperren.  
*Such* nicht nach Freundschaft: Freundschaft fällt vom Himmel,  
wie nachts ein heller, heimatloser Stern.

Den vielen gilt das Glitzern der Laternen  
viel mehr, – so lass' den vielen ihre Welt,  
bis aus dem Dunkel über Mietskasernen  
für dich das klare Kleinod Freundschaft fällt.

Und fällt es nicht – nur ärmer, nicht geringer,  
bewahr, was in *dir* Freund ist, unentweht.  
Und halt auch ohne Brief und Überbringer,  
dem Ungefundenen den Fahneneid!

[6, 8, 8<sup>2</sup>, 9]

*2 Der eine Freund*

Mein Kind, aus der Ernte, die Herbst gebräunt,  
ein Körnlein Rat lass dir reichen:  
Es gibt nicht *Freunde*, nur *einen* Freund,  
unkäuflich und keinesgleichen.

Wie emsig die Menschen sie selber sind,  
sich schätzend nach Schärpen und Schobern!  
Den einen, der Freund wär', zu finden, Kind,  
ist schwerer als Gott zu erobern!

[6]

*3 Ihm, der einst kommt*

Hinter dem siebenten Berge des Märchenlands,  
hinter den Steingebirgen der großen Städte,  
hinter der siebenten Täuschung im Abendglanz  
wohnt er, der Freund, nach dem deine Sehnsucht spähte.

Aber einmal steht er am Straßensaum,  
einsam mit bloßer Seele und wartet deiner.  
Oh, dann erkenn ihn, der Traum ist von deinem Traum!  
Größerer Segen schenkt sich im Schicksal keiner.

Nicht, was man hat, ist Besitztum, dieses bedenk!  
Nur was er ist, macht der Freund dem Freunde zur Gabe.  
Heute schon sammle dich selber zum Gastgeschenk  
ihm, der einst kommt, dass er Raum und Genüge habe!

[6]

ERDE

*Mein Deutschland*

Deutschland hat viele Gesichter,  
nicht alle habe ich gern.  
Ich bin ein aufsässiger Dichter,  
nicht hörig jeweiligem Herrn.

Ich lieb nicht geschwätziger Städte  
Plakate und Autopark,  
das kleinliche, aufgeblähte  
Gesums um den Seelensarg.

Ich liebe das deutsche Eiland  
der Ketzer, der Kündler des Lieds,  
das an Flügeln schmiedet wie weiland  
die Schwermut Wieland des Schmieds.

Ich lieb nicht, was buhlend und billig  
nachplappert, was allerorts klingt.  
Ich liebe, was eigenwillig  
sich Sturz oder Aufstieg erzwingt.

Deutschland hat manche Gesichter,  
die nicht käuflich noch täuflich sind.  
Ich bin ein selbsteigener Dichter,  
aus dem Blut des Widukind.

[6]

*Weide am Bach*

Weide, du wunderstarke  
Trägerin weltschweren Grams,  
Trost, wie um Bahre und Barke  
braust eine Hymne von Brahms.

Oh, so verzeihen können,  
müsste gescheh'n wie Geschenk:  
keinem Missbrauch und Missgönnen  
feindselig eingedenk.

Weide, du sanft Gebeugte,  
senkst deiner Wimpern Traum;  
alles, was eitel äugte,  
trübt und bedrängt dich kaum.

Spiegelnd dich nicht, nur versunken  
liest du im Spiegel der Welt;  
wie sich an Sonnenfunken,  
Tiefe an Täuschung erhellt.

Um ihr Verständnis zu gönnen  
adelt dein Blick, was er wägt ...  
Oh, *so* verzeihen können,  
was nur verzieh'n sich erträgt!

[6]

*Wiesen*

Wenn ich Wiesen sehe  
denke ich Frieden und dich;  
dass ich es ganz gestehe,  
denke, wann rufst du mich?

Unter der Lämmerwölkchen  
langsamem Heimkehrzug  
wuchert das Gräserwölkchen,  
meinend, das sei genug.

Erbherr im Fürstentume  
glaubt sich der Bach beglückt,  
Lattich und Butterblume  
lächeln noch, wenn man sie pflückt.

Wiesen, ihr liebsten Gefährten,  
seid so viel reicher als ich,  
seelenruhig, als währten  
Frühlinge ewiglich.

Blick ich ins grüne Gewässer,  
denk ich versöhnter von dir,  
denke: vielleicht wird's besser  
auch zwischen Gott und mir.

[6, 11]

*Ockstadt*

Aus Gemüsefeldern und Obstbaumhain,  
zwischen Giebeln und Gärtenwällen  
führt die Gasse ins Herz des Dorfes hinein  
und riecht nach Rinnstein und Ställen.

Die Leute reden bärbeißig und barsch,  
die Kinder begaffen den Fremden.  
Vier Gänse stolzieren im Gänsemarsch  
mit geplusterten Federhemden.

Übers holprige Pflaster dann und wann,  
vorbei an des Gasthofs grüner  
Hofpforte, klappert ein Ochsengespann  
und erschreckt die gackernden Hühner.

Im Herzen des Dorfes, stallumdrängt,  
steil auf steigen mächtige Mauern:  
eine Kirche so stolz und so goldbeschenkt,  
so steinernwuchtig hinaufgezwängt,  
dass der verschüchterte Fremdling denkt:  
Hier ist Gott der reichste der Bauern!

[6]

*Abendstimmung*

Abends möcht ich gern in engen Dörfern  
ganz daheim sein unter nieder'm Dach,  
wenn die Winde herbsten ihren schärfern  
Atem gleich erzürnten Unterwerfern  
ob der Stoppelfelder Ungemach.

Tags singt Mut in mir und streift Missachtung  
das Geringe, das gedrängt sich duckt,  
sich begnügt mit Dürftigkeit und Pachtung –  
im Erdunkeln lockt uns Übernachtung  
und Gemeinschaft, lämpchenüberzuckt.

Abends möcht ich wohnen in den Weilern,  
Wand an Wand mit vielen, Hirt und Rind,  
spät noch werkend zwischen Stalldachs Pfeilern,  
und dann traumlos ausruh'n von den steilern  
Wünschen, die der Wen'gen Schicksal sind.

[6]

*Mond aus Wolken*

Wolken drängen, schwer und dunkelzünftig,  
übers müde Flachland gassenwärts.  
Trag es fügsam oder ungefügtig –  
jedes Ziel umwölkt viel Dunkel, Herz!

Nenn nicht Zufall, was dein Teil und Los wird.  
Jeder darf sein eigener Deuter sein!  
Alles, was versöhnlich und was groß wird,  
wuchs umnächtigt und war lange klein.

Aus den Wolken, ruhig wie Gebieter,  
tritt der Mond und schaut sich um im Raum.  
Zürnt er, schilt er? Nein, gelassen zieht er  
durchs Gewölk und schenkt ihm hellen Saum.

Sieh, er lächelt, reif, wie ich es nie sah ...  
Frauen lächeln so, die man betrog,  
tief und makellos wie Mona Lisa,  
als ein Meister sie zur Einkehr zog.

Was sich bäumte, wird gefasst und dankbar,  
Kelch, was am Verdorren war und welk.  
Und die Seele hebt sich unerkrankbar  
in den Himmel durch das Gruftgebälk.

O so lehr uns: ohne Freund und Garden  
in die Nacht zieh'n, Suchenden zum Heil,  
wird auch nie durch große Leonarden  
uns ein Stern Unsterblichkeit zuteil.

Pilger du, wie einsam dein Gesicht ist!  
Hirt nicht bist du, der uns liebt und lenkt,  
doch Verkünder, dass ein solches Licht ist,  
dessen Abglanz schon Erleuchtung schenkt!

[6]

35

*Eine Handvoll Erde*

Grau der Himmel und grau der Grat,  
Stein der Abhang und Stein der Pfad.  
Eine Handvoll Erde warf launenfroh  
der Wind herüber von irgendwo.

Der Felsen stürzt, und der Felsen steigt –  
eine blaue Blume dem Spalt entzweigt.  
Sie lächelt dem Winde von schwankem Schaft:  
je ärmer das Erdreich, je größer die Kraft!

[6]

*Niemandsländ*

Die Abende – wenn nur die Georginen  
aufblieben, zwischen Rasen und Boskett,  
hoffärtig lächelnd, weiß und violett ...  
während man selber, sichelblass beschienen,  
schon fortlief schlafwärts übers Saalparkett.

Die Frühen – wenn durch offene Fensterarme  
birkwasserhell die Luft ins Zimmer sprang  
und hoher Pumpenschwung und Schmiedeklang  
und Jagdhundbell'n im aufgescheuchten Schwarme  
des Hühnervolks, das Lied des Lebens sang ...

Und mittäglicher Stunde teichgrün Schillern,  
Versponnenheit, libellenblau durchblitzt ...  
waldseits, aus Erdbeermulden süß erhitzt,  
ein Atem Ahnung, doch noch sanft vom stillern  
Insichberuh'n, wie's nur ein Kind besitzt ...

Und Dämmerungen – dächergraue Deckung,  
die Uferweiden hängen zärtlich tief,  
wo glücklich glucksend, eh er fast entschlief,  
ein kleiner Quell der dunkelen Vollstreckung  
des Mühlradbrausens fromm entgegenlief ...

Und wieder Abende – gleich winterlichen  
Schneewehen einsam und weltabgeneigt;  
sternbilderweiß und ganz von Gott durchzweigt.  
Und näher kommt der Wald herangeschlichen,  
weil ihm verwandt wird, was in uns ersteigt ...

An wem, mein Land, hat nicht die Welt gesündigt,  
wem nichts entwurzelt mit Enteignerhand?  
Doch eins bleibt unberührt, weil unerkant,  
das man nicht schänden kann, nicht kauft noch kündigt –  
nenn's Duft, nenn's Seele ... nenn es Niemandsländ ...

[6. 8. 8<sup>2</sup>]

*Vineta*

Nicht irgendwo, erstickt von Tod und Tang,  
kristallgeword'ne Sage liegt Vineta, –  
sie echot heut noch Antwort unserm Gang:  
als heller Sang, als dunkles Alphabeta.

Sie ist die blaue unverwelkte Stadt,  
in der wir lebten, eh wir uns verliefen,  
wo unsre Seele noch ihr Kirchlein hat  
und einen Garten ganz voll Kindheitstiefen.

Die Statt, an die wir denken fromm und froh  
beim Wallfahrtszug von Duldern und von Dankern.  
Vineta ist die stille Stelle, wo  
wir manchmal, wenn wir Gutes tun, verankern.

Vineta, nicht gestorben, nur verspült,  
vom alltagsgrauen Ozean begraben,  
du bist die Heimat des, der Heimweh fühlt  
nach seinem Herzen, wie es Dichter haben.

Du bist die Heimat derer, die sich freu'n,  
wenn sich ihr Schicksal abendlich umrändert,  
und derer, die sich klug zu werden scheu'n  
und die ein Sonnenuntergang verändert.

Du schweigst in Unauffindbarkeit im Bann  
des Straßenlärms den Strebern und Gewinnern,  
doch einmal fängt dein Mund zu singen an,  
wenn wir uns an ein totes Glück erinnern:

An einer jungen Liebe Unvernunft,  
an einen Weg durch Moos und Farngeranke,  
an Wald und Abschied und Niewiederkunft,  
und eine Wolke wie ein Gottgedanke ...

Wenn Werktagsrasseln das Geläut zerreißt,  
weiß man, wie arm wär', der dich niemals fände.  
Doch manche sagen, dass du gar nicht seist.  
Und lächeln lehrhaft über die „Legende“.

[6]

## MENSCHEN UND SCHICKSALE

### *Quäker*

#### I

So kommen sie zusammen in den kahlen  
Gebäuden, ohne Kelch und Kruzifix;  
erleben ihre Andacht ohne Schalen  
von Wort und Weihrauch goldner Kathedralen,  
nur mit der Glut in sich gewandten Blicks.

Sie wissen: Gnade wird nicht ausgesegnet  
von auferhobner Priesterhand und nicht  
von alter Lüster Glanz herabgeregnet.  
Gott findet, wer ihm in sich selbst begegnet.  
Nur in der Seele brennt das Ew'ge Licht.

Sie sind ein Häuflein Hand in Hand, zu eigen  
dem Herold, der sie rief ins Heut und Hier;  
doch wissen Wunder aus der Stille steigen,  
und schließen sich zusammen, um zu schweigen –  
denn zwei mal zwei ist sehr viel mehr als vier ...

## II

Sie treten in den Hinterhof verseuchter  
Baracken, wo der Rinnstein Fäulnis wellt,  
und stell'n sich in das Schreien aufgeschuchter  
Bewohner, wie man einen kleinen Leuchter  
in Nächten wartend an ein Fenster stellt.

Sie tragen mit sich weder Pfand noch Fabel,  
nur eine Liebe: keinen glaubt sie Kain,  
jedweden, wenn auch tiefverschüttet, Abel.  
Das hält sie aufrecht im durchgellten Babel,  
durchrauscht, inmitten Steinen, wie ein Hain.

Wohl wissen sie, wie Menschen Mensch sind, wissen,  
wie aus Spelunken aufquirlt Spuk und Spott.  
Doch grade denen, die ihn *nicht* vermissen,  
will Gott uns leuchten seh'n in Finsternissen:  
Nur *mit* dem Bruder kommen wir zu Gott!

[6; 8, 8<sup>2</sup>, 9]

*Menschen gibt's*

Menschen gibt's, die glauben noch an Gott:  
Männer, die aus ganz entstellten Stuben  
ihre Mutter oder Frau begraben  
und nun heimgeh'n, barhaupt und bankrott,  
Männer, die aus ihren Schmerzen dann,  
nachtumwölbt, sich jäh zusammenraffen,  
eine große stille Auffahrt schaffen,  
deren Tor man Gott benennen kann.

Frauen in entleg'nem Witwenstift,  
tief in Parks, die kein Geleucht vermitteln;  
Frauen in gesteiften Schwesternkitteln,  
die das Leben nur von fernher trifft.  
Frauen, denen ihrer Jugend Frist  
fast wie Sünde scheint und kaum mehr kenntlich,  
denen Gott zu dienen selbstverständlich,  
wie der Dienst am kranken Nächsten ist.

Kinder, noch von Paradies umzäunt,  
unverlockt vom Baum der Welterkenntnis,  
überdacht von sel'gem Unverständnis,  
mit dem Spielgefährten Gott gut Freund.  
Oh, wie rauscht der Baum voll greisem Spott,  
rauscht die Welt voll Wundern um das Wahrste.  
Aber dieses ist das Wunderbarste:  
Menschen gibt's, die glauben noch an Gott!

[6]

*Oasen*

Zwischen den Wüstendünen,  
hinter dem Sandmeer weit,  
müssen Oasen grünen,  
palmende Fruchtbarkeit.

*Wir* müssen sein die Oasen;  
Mutlosen: Quelle und Au,  
kleine Hergottsrosen  
mitten im grausamen Grau.

Gott ist kaum zu erwandern –  
Jeder an seinem Platz  
sei einem suchenden Andern  
etwas Gottesersatz!

[6, 8, 8<sup>2</sup>]

*Nur ein Mensch*

Schuld vergeben können wohl nur Götter,  
deren Lächeln zeitlos kreist im All.  
Gnade strömt auf Säumige und Spötter  
ihrer Hochgebirge Wasserfall.

Aber Schuld auf eigne Schultern heben,  
ganz als Eigentum, nicht bloß als Lehn,  
können Menschen nur, die durch dies Leben  
bis zur Grenze der Umnachtung geh'n.

Für den andern Sünde tun und endlich  
statt dem Himmel sich der Hölle weih'n,  
kann ein Mensch nur – denn so unabwendlich  
tief und töricht liebt ein Mensch allein!

[6]

*Ungelesene Briefe Gottes*

Doch jede Beere, die am Berghang reift,  
des Juli weißer Sternsturz ist ein Brief  
von ihm, des Vormundschaft wir abgestreift,  
seit unser Schritt dem Heimathaus entlief.

Er ruft uns nicht zurück, er will uns nicht  
so wiederseh'n, wie wir hier unten sind.  
Er ahnt, was unsern Eigenwillen bricht,  
doch sagt er weder „Komm“ noch „Folg, mein Kind.“

Er sagt in seinen Briefen nur: „Ich leb.“  
Viel Duldung atmet, viel Geduld darin ...  
im Brunnensingen und im Farnweb,  
im Lämmerwölkchen überm Wald -: „Ich bin ...“

Wir aber, die wir uns von ihm befreit,  
um uns zu formen Schicksal und Gesicht,  
wir haben weder Wissbegier noch Zeit  
und lesen seine guten Briefe nicht.

[6]

*Tod im Siechenhaus*

Er hatte nicht Furcht vor dem Tode, seitdem er so viele  
sterben geseh'n im Winkel und nebenan.  
Es ging ohne Schrei. Kein Schatten fiel auf die Diele,  
man streckte sich straffer, als käme der Arzt heran.

Man tastete leer. Der Mund wurde welk und härter,  
die graue Bettdecke steifte sich im Gefält.  
Wer's sah im Nachtlicht, der klingelte nach dem Wärter.  
Meist war *er* es gewesen, der so für die andern geschellt.

Der schlurrende Wächter fand alles vorbei schon. Die Leiche  
ließ teilnahmslos Handgriff und Ruck auf die Bahre gescheh'n.  
Und am Morgen war alles im Saal das Graue, das Gleiche:  
die Besen, die Frühstücksnäpfe für den und den.

Vielleicht sprachen zwei in den eisernen Nachbarbetten:  
„Wie gut so“ – „Ging's schnell, – mir deuchte, dass er mich rief?“  
Und sprachen vielleicht, dass sie's auch schon gern hinter sich hätten.  
Und die nachnächste Nacht lag ein Neuer wohl da und schlief.

Es war nicht schwer, seitdem man sich dran gewöhnte,  
zu seh'n, wie die andern es taten – so seitwärts gestrafft.  
Doch: ob man als Greis sich nicht leichter hinüberstöhnte?  
Man selbst kam so jung an den Tod aus der Krankenschaft.

Zwar hatte man schon eine ganze Kindheit zu geben,  
vom ersten Humpeln hinter den Hunden her,  
bis zum Liegen im Karnn mit dem mühsamen Kinnaufheben –  
und solche Kindheit unter den Menschen wiegt mehr. –

Es konnte nicht schwer sein. Man wurde hinausgetragen,  
man war ja so leicht, in kein Glück, in kein Herz gekrallt –  
nur hätte man gerne jetzt einen, um ihn zu fragen,  
nicht bettelnd, nur wartend, nur so, so wie Uhren schlagen:  
Wär's doch nicht leichter erst später – dann, wenn man alt?

[6]

### *Einsamsein*

Nicht nur ein Schrei, der unter Wasser quoll,  
nicht nur ein wehes Durch-die-Nächte-warten  
ist Einsamsein – ob auch die Schritte narren,  
auf die wir lauschen, goldner Sehnsucht voll.

Mehr ist's denn Leid: Beruf, den wir vielleicht –  
wie die Vestalinnen die unzerküssten  
Gesichter heben – aufrecht tragen müssten  
ins Reich, das weiter als wir Mensch sind, reicht.

Denn Einsamsein ist hell und gnadenvoll  
wie Abende am Meer, an die wir später  
in Demut denken, die uns nicht beredter  
doch größer machten und ganz ohne Groll.

Es ist ein Offen-sein und eingekehrt  
in Güte, die sich domt ins Unsichtbare,  
damit sich drinnen alle tausend Jahre  
das Wunder zuträgt, des die Welt nicht wert ...

[6]

*Briefwechsel*

*Leichter Brief – Sie schreibt:*

„Wie sagtest Du? Es wär' für Dich das Ende,  
wär' eine Scheidung, die kein Heimweh süht ...  
Weißt Du denn nichts von süßer Seelenwende,  
von Erde, die aus tausend Toden grünt?

Was heißt: ‚auf ewig eigen einem andern?‘  
Dass man sich festhält, aneinander lehnt?  
Ein Buch ließ mich schon Tage von dir wandern,  
ein Traum durch Nächte, Sehnsucht ein Jahrzehnt ...

Was wäre Treue: jeden Wunsch bewachen?  
Was wäre treulos sein: sich selbst durchschau'n?  
Man kann aus allem einen Glauben machen,  
aus jedem Glauben Turm wie Käfig bau'n!

Vielleicht werd ich Dich neu mit Glück belohnen,  
wenn meine Freiheit auf der Fülle grast –  
Wie himmlisch weit kann man ein Schicksal dehnen!  
Mir scheint, dass Du es mir zu eng bemaßt!

Vielleicht werd ich den Stein der Weisen heben,  
er wird so schwer und glanzlos doch nicht sein ...  
Du meinst: Grundstein klösterlichem Leben –?  
Ich hoff, er fügt sich meinem Halsschmuck ein ...

Ich geh – vielleicht auch werd ich wiederkommen,  
ich hab zu beidem Kraft, zu beidem Schwung.  
Mir scheint, Du hast bisher mir viel genommen  
an Sammlerfreuden der Erinnerung ...

Dies sei kein Abschied – ‚meiden und vermissen‘ –  
Nach Ausschau nur und Ausflug lüftet's mich!  
Doch *wenn* es Abschied sein soll, lass mich's wissen,  
wie Du ihn trägst, ob grau, ob feierlich ...?“

*Schwerer Brief – Er schreibt:*

„– Ein Abschied nicht, wie Du es meinst – es gilt  
für mich nur eine Täuschung zu begraben.  
Ich glaubte, Menschen, wie ein Landschaftsbild,  
Gehalt und Grund und tiefen Himmel haben ...

Wie ein Gemälde, das sich Gott erdacht  
und ausgeführt mit farbenreichem Pinsel:  
ein Land in Blüte, Ernte oder Nacht,  
im toten Weltmeer eine gute Insel ...

So sah ich Seelen – Doch ich irrte: nur  
die selten sind Gemälde und Gelände.  
Ein Schattenriss bloß Fläche, bloß Kontur,  
ist bill'ger Zeitvertreib für Blick und Hände –

Man grüßt ihm lächelnd nach, wenn er entglitt,  
er fordert weder Wunsch noch Widerlegung:  
ein nettes Ding – ein kleiner Scherenschnitt ...  
Nicht ‚Abschied‘ nennt man diese Handbewegung –“

[6]

## Alltag

Dass Alltag ist! Wie kann jetzt Alltag sein,  
wenn du nicht wiederkommst! – Bald muss man heizen.  
In roten Strähnen hängt der wilde Wein,  
man führt vom Feld die letzten Rüben ein,  
und wo wir Abschied nahmen, sät man Weizen.

Wem sind die vielen Hagebutten nutz?  
Wer freut sich der korallenroten Schöne?  
Verbelltes Kätzchen sucht im Schuppen Schutz;  
der Nachbar erntet seinen Kukuruz,  
vom Tal herauf brummt Eisenbahngedröhne.

Der Tag der andern schlägt an unsre Tür,  
von *deiner* Hand rührt sich die Klinke nimmer ...  
Das laute Leben brennt wie ein Geschwür –  
Gespräche, Luft, Geschäftigkeit – wofür?  
Dein Bild nur lächelt durch das leere Zimmer.

Aufsteh'n und wirken ... ach, wozu? für wen?  
Dahin ist alles, was dem Alltag Sinn gab!  
Nur nichts mehr denken müssen, schlafen geh'n ...  
Aus tiefem Dunkel leise Worte weh'n:  
Wofür? Für die auch ich mein Leben hingab ...

[6]

... hast du bedacht ...?

Briefe, um die man betet,  
Briefe, nach denen man krankt ...  
Oft um ein Schicksal verspätet,  
wird einem Schicksal gedankt.

Briefe, nur wen'ge Zeilen –  
Blinklicht über dem Fluss ...  
mitten im großen Enten  
kleiner Brudergruß ...

Doch, der ihn senden müsste,  
ahnt unser Warten wohl kaum,  
winkt durchs Geäst seiner Küste  
eigenem blankeren Traum ...

Wenn sich die Schatten senken,  
hast du es tief bedacht:  
Harrt nicht auf *dein* Gedenken  
jemand von Nacht zu Nacht?

[6]

## EINST UND JETZT

### *Kindheit*

Da war ein nie verdrängtes Traurigsein  
um Dinge, die am Rand der Spiele lagen,  
wie auf der Schwelle fremder Schmiedeschein  
aus schuldsschwer wundersamen Wielandsagen.

Da war um alles Lachen, alles Lob,  
im Veilchenblüh'n, in Abendhimmelklarheit  
und um die Schaukel, die ins Großsein hob,  
verhaltne Grollen, dass es doch nicht Wahrheit.

Das war wie Angst vor einem schroffen Nein,  
das immer irgendwoher sturzbereit war,  
war langes Warten auf ein Weihnachtsein,  
wofür dann schließlich weder Glanz noch Zeit war.

Ein Haltenwoll'n von etwas, das da fiel,  
Gram um Gesuchtes, ohne es zu kennen,  
ein aufgezwungnes, viel zu schweres Spiel –  
das war, was andre unsre Kindheit nennen –

[6]

*Anders war die Erde*

Anders war die Erde, als ich klein war,  
unermesslich und doch treu umzäunt.  
Wo ich hinging, Steg und Tor und Schein war,  
und Allvater meiner Eltern Freund.

Anders ward es Nacht in jenen Jahren,  
denn verschwistert standen Dach und Stern.  
Mars und Wega überm Storchnest waren  
unser Eigentum und gar nicht fern.

Himmel küsste den Begräbnishügel,  
unser Hofhund stellte jeden Feind,  
und der Schatten unsrer Mühlenflügel  
streichelte hinweg, was man geweint.

Und ich wusste: einmal würde alles  
groß und klar und Gott mein Kamerad,  
denn vollbringen wollt ich jedenfalls  
unvergängliche Erob'ertat.

Thule lag ersegelbar und mein war  
das Geheimnis um den Hörselberg ...  
War es, weil ich fromm und kühn und klein war?  
Ist's nicht heut noch so: vor jedem Werk ...?

[6]

*Kindheit in Mitau*

Doch heute kann ich sagen, wie es war,  
als ich mit unbeholfenem Versuche,  
wie buchstabierend in zu schwerem Buche,  
wie zu Gerichtsbarkeit und Hochaltar  
ins Leben trat, das ohne Duldung war.

Bekannt den andern, eh mir selbst bekannt:  
den Greisinnen mit ihren grauen Falten  
und weißen Löckchen unterm Haubenrand,  
den Lehrern und den strafenden Gewalten  
und den Gespielen, die ich nicht verstand.

Die Häuser geisterten hochmütig eng,  
hart trug sich Tag und Zwang und Büchermappe;  
und etwas äugte, missgestimmt und streng,  
als schnitt ich Muster aus zu dicker Pappe,  
zerknirscht und wissend, dass es nicht geläng' ...

Und immer wusst' ich mich allein hier fremd  
und alle andern eins in ihrer Gründung,  
Erbeingesess'ne, mich nur angeschwemmt  
von eines dunkeln Inselstromes Mündung  
an ihre Deiche, gegen mich gedämmt.

Sie freuten sich – ich fasste nicht den Sinn.  
Ich sah Geleucht – sie sahen Spinngewebe.  
Sie träumten Schlösser im Silvesterzinn,  
ich träumte, dass es eine Heimkehr gäbe  
und ein Geheimnis und ein Herz darin ...

Doch schwarz und vornehm und gusseisernschwer  
schloss mich die Stadt in ihre Gitterstangen.  
Und ich vermeinte, wenn *ich* nicht so wär':  
so scheu, so widrig, so voll Fortverlangen,  
läg' Hof und Straße nicht so sonnenleer –  
Und immer trug ich, dass *ich* schuld dran wär' ...

[6]

*Der Zweiunddreißigste*

Einunddreißig Ahnen saßen sesshaft und reich  
auf ihren waldgrünen Gütern hinter dem Dünendeich.  
Weiße Herrenhäuser, gelber Felder Gewog,  
parkumschattete Säle, durch die vornehm ihr Leben zog.

Du aber saßt nicht mit ihnen lässig im Wappenstuhl  
zweiunddreißigster Ahne, unsteter Groß-Jessaul  
Liebest Hofplatz und Herden, – wohl an zehntausend Tier –  
Mazeppa ward Fackel und Feldruf und Schicksal dir!

Zweiunddreißigster Ahne, dem keine Ernte erwuchs,  
was dich durchzürnte und brannte, bis an mein Schicksal schlug's.  
Blick unter düsternden Brauen, blitzend und blitzgefeit,  
unbezähmtes Begehren, tat- und untatbereit.

Flammend in Hetmanstreue, sonder Verrat und Verkauf,  
Wange am Flintenkolben, Faust um den Messerknauf;  
fegend über die Steppe, hemmungslos Hengst und Mann,  
du deiner Don-Kosaken tollkühner Rotte voran!  
Juchzend dem Abenteuer, ob es auch abwegs trieb,  
gierig wie Waldbrandfeuer, jach wie Nagaikahieb!

Einunddreißig Ahnen wirkten mein Leben zu bau'n:  
Herrnhaus und Hofgebäude, Gärten und Gartenzaun.  
Aber das Blut des Ukrainers macht, wenn der Nachtwind heiß,  
dass ich alles Erbaute reuelos niederreiß'!

[6]

*Gralsucher*

Ich weiß nicht, ob je erreiten dürfen  
den Torweg über alle Täler groß.  
Stockt unser Atem nicht schon vor Entwürfen  
der Welt, die wir nur als Gestirn bedürfen,  
denn ihre Nähe wär' erbarmungslos.

Ich weiß nicht, ob wir je für uns erobern  
die Waldgebirge, wo der Gral beginnt.  
Denn Kleinmut klagt vor ungefüllten Schobern,  
wenn Nebel um den Lattenzaun oktobern,  
dass Glück und Sehnsucht unversöhnlich sind.

Ich weiß: es wird ein Fähnlein allerzeiten  
zum Aufbruch glüh'n mit offenem Visier,  
um gralwärts durch die große Nacht zu reiten  
und gegen Macht und Übermacht zu streiten,  
ruhmfern, verfemt von Thingplatz und Turnier.

Ausbrechend aus der Tenne und der Schanze  
zum Ziel der Ziele zügelt sich ihr Zug;  
weit hinter ihnen spielt man auf zum Tanze –  
Sie reiten...reiten...schwarz im schmalen Glanze  
mit ihrer Liebe und mit ihrer Lanze ...  
Und dies zu wissen ist mir Gral genug ...

[6]

*Einem Freunde von einst*

Von all deinem Wagmut was blieb dir zurück,  
Zugvogel, du frühflügler, wilder?  
Verwarfst du die Wünsche Stück um Stück  
und die Fata-Morgana-Bilder?

Ich weiß nur wenig von deinem Los  
und dem Nest, das du irgendwo bautest,  
weiß nur noch, wie offen und ozeangroß  
das Leben schien, eh du es schautest.

Weiß noch, wie du träumtest Verkündigungsfahrt  
durch die Dörfer als flammender Sänger,  
zu erwecken die schläfrige Gegenwart  
durch ein Häuflein Stürmer und Dränger.

Weiß noch, wie du träumtest domhohen Bau  
über Deutschlands entehrten Ruinen,  
und dich selbst gefallen im Stachelverhau,  
oder tief bei des Meeres Minen.

Weiß noch, wie du träumtest, aufzuersteh'n  
und, was keiner geträumt und erreichte,  
kraft deines Hochmuts hindurchzueh'n  
durch alles Versumpfte und Seichte. –

– Ich glaube, das Leben hat fortgeschwemmt,  
was du träumtest, fort und forter,  
du hast deinen brausenden Zorn gedämmt  
in die Umsicht der Zeitungsreporter.

Nur mit den weißen Wolken im März  
fliegt ein Fetzen vom alten Verlangen,  
windtrunken segelnd sonnaufgangwärts –  
und ein Weh durchweht dein verleugnetes Herz –  
Mir ist es ähnlich ergangen.

*Auch ein Liebeslied*

Tages goldene Gondel  
ufert und löscht ihre Fracht;  
Lied eines blinden Blondel  
steigt um den Nachen der Nacht ...

All, was gehasst und gehaftet,  
gibt sich verträglichem Traum,  
leichter und leuchtender lastet  
rings der untragbare Raum ...

Drüben das Licht im Giebel –  
drüben die Zwei beim Tor –  
Rätsel, Gebet und Geliebel  
dursten beherzter hervor ...

Lauter wird Lachen und Weinen,  
tiefer, wem Sehnsucht vergönnt ...  
Wüsst' ich, ach wüsste ich einen,  
nach dem ich mich sehnen könnt!

[6]

*Manchmal*

Manchmal, wenn um abendlichen Gang  
sich ins Fahlblau strecken die Laternen,  
löst ein Schritt sich hinter uns aus Fernen,  
folgt uns eine leere Straße lang –  
müssten wir nicht tiefer Gutsein lernen  
aus dem unversenkten Überschwang?

Manchmal überm Buch im Lampenrund  
spricht uns zaghaft etwas an – „Wer fragte?“  
Doch das unbeschreiblich Stillgesagte  
kam von keines nahen Menschen Mund.  
Was sich jäh in unser Lauschen wagte,  
fällt beim Blätterwenden welk zu Grund.

Manchmal, wenn uns früher Frühling streicht,  
fremde Landschaft, sanftes Friedhofsläuten,  
weht Verwund' rung her, die wir nicht deuten,  
Wunsch, der Hände ausstreckt, doch nicht reicht.  
Unvorstellbar dämmert, was wir scheuten  
zu durchdenken – Ursprung? Ziel vielleicht?

Doch perlmuttern träumt's und treugemut  
aus den Tiefen ... Du ... Geliebter ... Gatte ...  
Seele, die auf uns gewartet hatte ...  
ist auch Armut letzten Endes – gut?  
Nein, kein Bote mit dem Ölbaumblatte  
wird vom Gipfel unsrer Ararate  
flügeln übers große Grau der Flut –

[6]

*Wanderlied*

Weg unter Wolkenrosen,  
Erde, wie bist du schön!  
Wiesen voll Herbstzeitlosen,  
Wälder voll Orgelgetön.

Weg zwischen Lockung und Leiden,  
Leben, wie bist du schwer!  
Ruft's nicht aus Häusern und Heiden  
angstvoll um Hilfe her?

Weg zwischen Gräbern und Gärten,  
Weg, nur erträglich dann,  
wenn man ihn einem Gefährten  
etwas erleichtern kann –

[6]

Stimme im Dunkel  
(1949)



*Stimme im Dunkel*

Licht wäre mehr: ein Morgen oder Mond;  
noch mehr: ein Fenster über Meer und Mooren,  
das Kunde brächte, wo ein Bruder wohnt,  
dass man nicht ganz allein ist und verloren.

So aber Nebel, Steg und Stern verwischt,  
die Spur vorangezog'ner Karawanen,  
– wer wird, wenn Sicht und Zuversicht erlischt,  
dem, der da wandert, Furt und Fährte bahnen?

Vielleicht geschieht's, wenn er mit Gott entzweit  
und ratlos bangt, wo mag Geleit und Ziel sein?  
Dass eine Stimme, Leid von seinem Leid,  
ihn anrührt durch die tiefe Dunkelheit –  
Licht wäre mehr, – doch auch ein Wort kann viel sein.

[7, 9]

UM GOTT UND TOD

*Initialen*

Seltsam dies: Ein Mönch – ein Licht – ein Pult –  
Und des Mönches Lebenswerk heißt: malen ...  
Große, golddurchströmte Initialen,  
mühsam in unendlicher Geduld.

Dankbar wähnt er, wenn sein Abend naht,  
dass sein Dasein voll erfüllt gewesen.  
Doch wir andern, die wir davon lesen,  
lächeln über so geringe Tat.

Wähnen, was man heute Leben nennt,  
gälte sehr viel mehr als dazumalen ...  
Aber welches sind die Initialen  
*unsrer* Schrift im ew'gen Pergament?

[7, 9]

*Wer mit Ihm spricht*

Wer Seinen Namen schreibt, schreibt Monogramme.  
Wie könnte unser kurzes Alphabet  
jemals entziffern, was mit weißer Flamme  
auf schwarzer Ewigkeit geschrieben steht!

Wir lauschen, ob im Ablauf von Äonen  
ein Funke bis in unser Fenster fällt,  
und wie die Nacht Zwiesprache mit den Kronen  
der alten, ungebeugten Eschen hält.

Wir haben es noch niemals voll erwogen,  
was Gott zu solcher Schweigsamkeit bewog?  
Wer mit Ihm spricht, spricht nur in Monologen.  
Mein ganzes Leben war ein Monolog –.

[7, 9]

*Damals*

Damals wussten wir noch mehr vom tiefen  
Leben, mehr als Harfner, Greis und Kind,  
eh wir hierher in die Welt entschliefen,  
treulos, wie es Traumbefang'ne sind.

Damals blühten wir als Billionen  
Blüten eines Baumes ohne Zeit,  
eh wir niedersanken aus den Kronen  
auf die Erde, in die Einsamkeit.

Manchmal nur fällt abseitigen Sinnern,  
wenn des Tages Täuschungen verhall'n,  
ein Gelöbnis ein und ein Erinnern  
an den Baum, von dem sie abgefall'n.

[7]

*Stündlich*

Stündlich stirbt eine Liebe  
irgendwo auf der Welt;  
irren im Schneegestiebe,  
fallen im Großstadtgetriebe  
Hoffnung, Heiland und Held.

Stündlich bluten und jammern  
Herzen gen Himmel an,  
dorrt in den dumpfen Kammern  
Glück, das man heiß umklammern,  
aber nicht halten kann.

Stündlich wird einer kränker,  
fiebert und stöhnt ein Kind.  
Aber ein junger Verschenker,  
irgendein einsamer Denker  
freut sich, wie reich wir sind.

Ja, auch in dieser Minute  
wird vor domgrauer Tür  
unter dem Lächeln der Ute  
einem selig zumute ...  
Gott, ich dank Dir dafür!

[7]

*Gedanken*

*1 Wer wird die Sterne erben*

Wer wird die Sterne erben, die wir säten,  
und wer den Himmel über unsrem Dach?  
Und wer die reifen, wundervollen späten  
Gedanken, die in unser Fenster wehten,  
rief uns das Horn der Silbernächte wach?

O, um die blauen, unveräußerbaren  
Fernblicke über Kuppe und Kastell,  
wenn Horizonte, die wie Wälle waren,  
sich auftun unter dem hoch sommerklaren  
Nachthimmel, von Laurentiustränen hell!

Wer wird sie erben, wenn sie uns entsanken,  
und doch die Niederung überhand gewann?  
O, um die unverwertbaren Gedanken,  
die wild und wundervoll im Winde ranken!  
O, dass man *Gott* niemals vererben kann!

## *2 Doch einmal*

Vererben niemals und auch nicht verschenken –  
Gedanken lassen weder sich verleih'n  
noch in die Beete, die uns lieb sind, lenken.  
Doch was wir maßlos mit dem Herzen denken,  
spült Wind und Strom an irgendeinen Rain.

Und einmal wandert Einer über Flächen,  
und sehr allein mit sich, und seiner Nacht.  
Und steht ein Flimmern in den Wiesenbächen,  
und meint, er höre wen von Sternen sprechen ...  
Und hebt sie auf und denkt, was wir gedacht.

Und einmal wandert Einer zwischen Zeilen  
entleg'ner Bücher, fern dem Alltagstrott;  
fühlt Gegenwart die Ewigkeit durchheilen,  
und will vor einem kleinen Wort verweilen.  
Und wie er sich ihm nähert, ist es – Gott!

[7]

*Gebet*

Gib mir zu tragen, Gott,  
nicht solche Bürde,  
dass ich zu träumen droh  
vergessen würde!

Gib mir zu sagen, Gott,  
nicht andre Strophen  
als ich sie selbst enthob  
dem Feuerofen!

Lass mich nicht streben, Gott,  
nach Königtumen,  
wo fremde Schönheit treibt  
gefrorne Blumen!

Lass mich nicht leben, Gott,  
umsonst und klanglos!  
Wie ich dann sterbe, bleibt  
ja ganz belanglos!

[7]

*Wer ich bin*

Manchmal muss es mir ein anderer sagen,  
wer ich bin ...  
Dass ich Ruf und Recht hab, anzuklagen  
meiner Umwelt wirren Widersinn.

Manchmal muss ein anderer die Gedanken,  
die ich schwankend vor Bedrängnis denk,  
so an seinem Glauben weiterranken,  
dass ich sie empfangen als Geschenk ...

Ach, wir sind in unsren letzten Gründen  
doch so bang und namenlos allein,  
segnend sie, die sich an uns entzünden,  
schon für Echo und für Widerschein.

Manchmal muss ein anderer sagen helfen,  
was nur wahr ist, wenn es Wort gewinnt.  
Manchmal muss ein anderer tragen helfen,  
was wir sind ...

[7]

*Vier Lieder vom Tode*

*1 Wo einer liebt*

Wo einer liebt, – es sei denn zum Genusse, –  
ist immer unverlornes Paradies.  
Nur tiefer wird, was Liebe war, zum Schlusse,  
wenn uns der Engel auf die Äcker stieß.

Wo einer stirbt, – es sei denn unfreiwillig, –  
ist eine Wolke, die ihn aufhebt, nah.  
Kein wahrer Tod kommt königlich noch billig.  
Wo einer stirbt, sei immer Golgatha.

*2 Man kann*

Es ist was Widersinniges am Tode  
seit Pharaonentagen, so auch jetzt.  
Das löst kein Wohllaut, lichtet keine Ode.  
Wo Edles stirbt, bleibt Ödland nach und Rode.  
Ein Wald wird schwer, ein Herz wird nie ersetzt.

Man kann's verhüll'n mit österlichen Mythen,  
umglüh'n mit mystischem Kapellenlicht,  
man kann's besä'n mit Imortellenblüten ...  
Das bittere Zweifeln lässt sich nicht verhüten,  
das unbeschreibliche Verzweifeln nicht –

*3 Frage*

Ich weiß nicht, was ich denken werd im Sterben,  
vielleicht bin ich zum Denken auch zu krank;  
vielleicht, umspült von unvermindert herben  
Erinnerungen, denken: Gott sei Dank!

Vielleicht gedenken der opal'nen Stunde  
vor Sonnenuntergang in einem März,  
drei inn'ger Worte aus geliebttem Munde ...  
Wo bleiben Worte – und wo blieb das Herz?

Vielleicht gedenken waisengrauer Frühe  
von zwanzigtausend Tagen, gramgewohnt ...  
Hat sich die viele, viele, viele Mühe  
täglichen Lebens überhaupt gelohnt?

Vielleicht gedenken an ein tiefes Kant-Wort –  
Sind wir so tief zu tauchen nicht zu klein?  
Was ich auch denken werde, wird nicht Antwort,  
wird bis zum letzten Atem *Frage* sein.

#### *4 Wenn ich sterbe*

Wenn ich sterbe, eh die Dämm' rung sank,  
sollt ihr dies mir zum Gedächtnis denken.  
Selten findet Dank, was wir verschenken,  
und ich suchte selten nur nach Dank.

Wenig hellgewebte Muster trug  
das Geflecht auf meinem Weberstuhle.  
Hinter tiefen Meeren lag mein Thule,  
anderes Ziel gebot mein Wallfahrtszug.

Hätte auch der Abendschein vielleicht  
meine Fenster purpurner umflutet –  
Was zu werden Gott uns zugemutet,  
wird in letzter Stunde nicht erreicht.

Darum wenn ich, *eh* es Abend ward,  
steh'n lass meiner Werkstatt Rad und Spule,  
denkt: ich sei nun doch nach meinem Thule  
unterwegs – und gönnt mir meine Fahrt!

[7]

73

*Zweimal*

Zweimal in jedem Geschieke,  
allem Zweifel zum Trotz,  
greifen nach dir die Blicke  
unbegreiflichen Gott's.

Jetzt ist die Straßengabel  
näher denn je vordem.  
Hier ist Eden, ist Babel,  
– oder Jerusalem.

Einmal um irdische Früchte  
wurdest du Feind deines Gott's.  
Nun zerknirsche die Süchte  
Sauls und Ischariots!

Über dem Ölbaumgarten  
über der Dächer First  
Ewige Augen warten,  
was du entscheiden wirst:

Löst du mit brennendem Hass-Kuss  
heute das letzte Band?  
Hast du das Tor vor Damaskus  
doch noch im Dunkel erkannt?

[7]

## ERINNERUNGEN

### *Brinck-Pedwahlen*

In Pedwahlen, meinem Brinck-Pedwahlen,  
waren Gott und Welt noch nicht entzweit.  
Und wir lernten zählen ohne Zahlen.  
Meine Eltern füllten in die Schalen  
jeden Tages etwas Ewigkeit.

Unser Spiel entfachte sich an Fabeln,  
kein Erlebnis schien erlebt genug.  
Unten flimmerte das kleine Zabeln,  
droben stand in silbernen Vokabeln  
Weissagung, die Gottes Handschrift trug.

Ungebührlich galt's um Glück zu bitten.  
Stille deckte Parkweg und Parkett,  
drüber Festglanz nicht noch Tänze glitten.  
Aber Gott kam jede Nacht geschritten  
durch die Zimmerflucht bis an mein Bett.

Meine Eltern wussten, dass Gedanken  
größer sind als das, was sie bedrängt.  
Das Beschränkte fühlt sich wohl in Schranken –  
Aber selig sind die Heimwehkranken,  
die kein seichter Lethebecher trinkt.

Dies nun denk ich, steuernd in den schalen  
Strömungen, vorbei an Freund und Bucht.  
... Schreitet Gott noch groß wie dazumalen  
in Pedwahlen, meinem Brinck-Pedwahlen,  
durch die sternlichtstille Zimmerflucht?

[7, 9]

*Pastorat Altrahden*

Damals hielten wir für unangreifbar  
unsren Wagmut, als der Märzschnee schmolz.  
Wald und Welt lag offen und durchstreifbar  
unsrem Ponyritt durchs Unterholz.

Zukunft hieß: Geheimnis ohne Härten,  
und bei Nacht schon nah und zu versteh'n.  
Und man ging verliebt durch dunkle Gärten,  
bis ans Herz verliebt – gleichviel in wen!

Hinterm Walde schwang die hohe Mühle  
schwere Flügel über stilles Land.  
Leicht erschien im Rausch der Lenzgefühle  
überspringbar Zaun und Grabenrand.

Hügelzu ging's mit verhängtem Zügel,  
hochgemut und klein wie Don Quijote,  
und man streckte sich im Steigebügel,  
aufzuhalten die Gewalt der Flügel –  
So begann der harte Kampf mit Gott.

[7]

*Mitau*

Das war die Stadt der Rechner und der Richter –  
Verfemt galt, wer sich fernhielt ihrem Gang:  
der Sonderling, der Ketzer und der Dichter,  
und einer gar, der nicht ihr Loblied sang!

Das war die Zeit der heitren Oberfläche:  
vornehme Feste, vorgeschriebnes Heil.  
Das Grau der Wolken und der Grund der Bäche  
besaß an dieser hellen Welt kein Teil.

Verfemt, wer mied, was sie für wert erachtet,  
wer Mut und Macht nach eigenem Maßstab maß;  
verfemt, wer still vom Himmelsdom umnachtet,  
an dunklem Fenster in Gedanken saß!

O heil'ge Nächte überm engen Hofe,  
dem Festrausch fern, dem Raunen des Gerichts!  
O Seligkeit der ersten schönen Strophe,  
der kühnen Ahnung künftigen Gedichts!

O heil'ge Nacht, da Seelen, die aus scheuer  
Empfängnis stiegen, nach Gestaltung schrei'n.  
Rings stolz und kalt das alte Stadtgemäuer –  
O Seligkeit, in Fieber und in Feuer  
und ohne Vormund und – verfemt zu sein!

[7]

*Dorpat – meiner Wege*

Alle Wege suchten nach dem Wunder  
und der Alltag blasste zum Phantom.  
In den Himmel jubelten Holunder  
und die Himmelsschlüssel um den Dom.

Jeder Frühling kam dem Wunder näher,  
wundervoller jung als je vordem.  
Jede Liebe, seliger und weher,  
folgte unbelehrbar – irgendwem ...

War's nicht, ob er schon am Bootsteg harnte  
auf die Landung unsrer Embachfahrt?  
Oder dort, wo still die Sternewart  
stieg aus Laub und Nacht und Gegenwart?

Rosa Abende und lila Nächte  
blühten, beteten und glühten: „Du ...“  
Und man glaubte, nur *Erfüllung* brächte  
uns dem Himmel und dem Wunder zu.

Abende und Nächte, weisheitkunder  
als ein Herz, entwanderten dem Land.  
Meiner Wege keiner fand das Wunder –  
darum blüht's noch heut am Himmelsrand ...

[7, 9]

*Alarich*

Kranker Freund –, an weißgetünchter Mauer  
überm Bett hing Bild und Kupferstich.  
Und wir lasen Kant und Schopenhauer  
Tiefer senkte sich ein dunkelblauer  
Abendhimmel über dich und mich.

Viele Wolkensegel sah ich ziehen  
hochgemut, als wenn's gen Hafen wär' ...  
Zärtlich lockten Walzermelodien  
um den Domberg – Still auf meinen Knien  
lauschte Alarich, dein Teddybär.

Alles Leben lag im jungen Schoße  
dieser Juninacht erfüllt in sich.  
Nur der Mond von seinem fernen Floße  
starrte einsam durch die rätselgroße  
Ewigkeit auf uns und Alarich.

Sanft umsilbert stand die Silhouette  
schwarzer Bäume überm Nachbardach.  
Leise sprachst du „– wenn ich Hoffnung hätte,  
dass ich ...; nein, man soll im Krankenbette  
lieber schweigen ...“ Und wir spielten Schach.

Doch die Wünsche, juninachtbetörte,  
die noch Reif und Reife nicht verblich,  
stiegen fessellos ins unzerstörte  
Weltall, das uns damals noch gehörte ...  
Heut gehört mir nur noch Alarich –

[7, 9]

*Friedhöfe bei Tuckum*

Einstmals, vor wenig Äonen, war alles hier Meer,  
brausend brach sich das Hohelied der Gezeiten.  
Sand rinnt und Sage raunt nächtens von Urzeit her,  
wo sich jetzt Birken ein dürftiges Dasein erstreiten.

Düne war dieser Hügel, jetzt trägt sein Schoß  
sieben Friedhöfe, – zahlloser Herzen Erlebnis:  
Kreuze und Steine, vornehm und namenlos,  
landfremde Krieger, Armut und Erbbegräbnis.

Über dem Rasen trennen Gitter und Tor  
Glaube von Glaube – Die fallenden Blätter tuscheln ...  
Unter dem Rasen, wo sich das Schicksal verlor,  
mischen sich Staub und Samen, Wurzeln und Muscheln.

Zwischen den Gräbern gehst du, liest Grabspruch und Schrift –  
„Heimgegangen“, wie klingt es gewiss und geborgen.  
Fast musst du staunen, dass es nicht *dich* betrifft ...  
Heute noch nicht, vielleicht aber übermorgen ...

Sterben ..., raunen die Winde von Urzeit her,  
Wälder und Städte versanken, es kann nicht schwer sein ...  
Sand raunt und Saga: einstmals war alles hier Meer ...  
Bald schon, nach wenig Äonen, wird's wieder Meer sein ...

[7]

*Garten in Tuckum*

Garten, den niemand mir fortnimmt, mein bist du nicht,  
(wie ja auf Erden kein Fußbreit Erde mehr mein ist),  
Garten, so mein wie ein Friedrich Nietzsche-Gedicht,  
so wie Vergebung und Jesus im Abendmahlwein ist.

All deine Sommer blühen noch fort in mir;  
all deine Herbste herbsten in meinen Gedanken.  
O, wenn der Schnee schmilzt, wie ostart es über dir,  
überfließt es lila die Nachbarplanken!

Wie deine Wege mir lieb sind, erzähl ich nicht,  
was deine Wipfel mir sagen, sag ich nicht weiter.  
Ständig verändert die Kleinstadt ihr Angesicht,  
Kriege und Frieden prägten es grau oder heiter.

Straßen und Jahrmarkt und Friedhöfe dehnen sich aus,  
Stadtparkalleen entblättern, ergrünen, erroteten ...  
Hinter dem Teich aus den Wiesen sprießt Haus um Haus,  
wimmelt die Schilfbucht von bunten, landenden Booten.

Fremde Kinder spielen und werden groß,  
Wolken und Vollmonde zieh'n über fremdem Kinde –  
Du nur, mein Garten, liegst zeitlos und sorgenlos  
wie in den Armen des Ozeans liegt Insulinde.

Heckenumduftete Eiche ächzt dann und wann,  
so als sei es ihr leid um die Menschenlose ...  
Aber die Rose lächelt Orion an,  
und Orion lächelt: „Ja, Schwester Rose ...“

[7, 9]

*Heimwehlied*

Versunkne Heimat, ferner als in Meeren  
Atlantis schimmert, liegst du unsrer Fahrt.  
Ist es doch nirgends schwerer heimzukehren  
als in die Heimat, die zur Fremde ward.

-----

Wenn's sonntagt und die Leute rings sich schmücken,  
trägt jeder seinen kleinen Freudenschein.  
Dann treibt's uns fort vom Lärm der großen Brücken –  
Am schwersten ist es, *sonntags* arm zu sein!

Dann treibt uns hinweg aus dem Gedränge,  
stadtauswärts – an Geleise und Chausseen –  
Vielleicht, dass die schmalen Schienenstränge  
bis fern in unsre grüne Heimat geh'n?

Dann treibt uns, an Telegraphenstäbe  
das Ohr zu legen und wo's keiner sieht,  
zu träumen, dass ihr Singen Antwort gäbe  
auf unsres Herzens ew'ges Heimwehlied.

Die Telegraphendrähte surr'n und schwirren –  
Schwang einer von vertrautem Laut vielleicht?  
Die Züge, die am Horizont verflirren,  
– ob einer wohl geliebtes Ziel erreicht?

-----

Der Tage graukristallne Wellen wiegen  
mit monotonem Grabchoral den Kahn ...  
Wem wäre je Atlantis auferstiegen  
aus seines Schicksals dunklem Ozean? ...

*Zu Hause*

O, wär' ich noch einmal zu Hause,  
fern hinter der Himmelsfee,  
wo ich die Sprache der Mühlen  
und die Sprache der Menschen versteh'.

Wo manchmal im Sommerabend  
Ersehntes so nah erscheint,  
dass man die Hände faltet,  
dass man vor Freude weint.

Wo man sein Wegziel kannte  
durch Gassen und alte Alleen,  
wo man den Blick erfüllte  
der Augen, die längst nicht mehr seh'n.

O, wäre ich wieder zu Hause!  
Zu Hause ..., wie fern das klingt;  
als ob man von Kanaan spräche,  
als ob man von Thule singt.

Als ob uns ein Märchen reife  
durch helle Mondnacht herfür,  
wo am Brunnen ein Hirte wartet,  
und das Glück vor der Gartentür ...

Das ist, was so wehtut, wenn leise  
uns anrührt verwehende Mär:  
Dass alles noch wahr sein könnte,  
wenn man *selber* so wahr noch wär'.

### *Heimweh*

Kinderheimat – unbefleckte Insel,  
unzugänglich flüchtigem Besuch,  
Aquarell, verhauchte aus zartem Pinsel  
einem immergrünen Märchenbuch.

Manche zwar, daheim auf alten Höfen,  
haben nie, von Sturm und Stern entfernt,  
wohlversorgt an festen Kachelöfen,  
Fragen der Verlorenheit erlernt.

Tag und Nacht steh'n maßvoll im Verzeichnis,  
Traum bestürzt und Reue höhlt sie nicht.  
*Heimweh* ist das beispiellose Gleichnis,  
das verlorne Söhne selig spricht.

Heimweh ist der Sinn, um dessentwillen  
uns der Himmel an die Erde gibt.  
Und wer sagt, dass Christus nicht im stillen  
Judas mehr als Jochanaan geliebt?

[7]

*Meine Heimat*

Wenn ihr mich nach meiner Heimat fragt,  
kann ich euch nicht Reich noch Stadttor nennen.  
Meine Heimat ist, wo Feuer brennen  
über Steppen, die kein Ende kennen,  
rot im grauen Dunst und unverzagt.

Wenn ihr fragt nach Abkunft, Stamm und Stand,  
kann ich euch nicht Schrift und Tafeln zeigen,  
Hof und Hochmut sind mir nicht zu eigen.  
Meine Brüder zieh'n im Sterneschweigen  
namenlos in unbetretes Land.

Wenn ihr fragt, wieviel sich mir gesellt,  
ob der Weg sehr weit und allen offen?  
Meine Brüder hab ich nie getroffen –  
Nachts die Nacht und tags ein blasses Hoffen  
weist den Weg: ans Ende eurer Welt.

[7]

## MENSCHEN UND LANDSCHAFTEN

### *Die sechs Wunschsonette*

#### I

O, dass wir Bäume wären, ohne Taten,  
denn diese: groß zu werden und zu singen  
als große Wälder von den größten Dingen,  
fern überm Dunst der Kammern und der Katen.

Wir würden Dichtern Deutungen verraten,  
so sie gewillt, sich nie mehr zu verdingen;  
uns würden kühnste Gleichnisse gelingen  
in unvergleichlich adligen Sonaten.

Doch wenn in mondscheinlosen Mitternächten  
zu uns ein Heimatloser Zuflucht nähm',  
der Einsamste, den Welt und Willkür ächten,  
dem gäben wir, und keinem als nur dem,

zu eigen, was wir dunkelten und dächten:  
der Menschenohnmacht mächt'ges Requiem.

#### II

O, dass wir Hochland wären, Höhenzüge!  
Dem Tal entstiegen wir in immer steilern  
Verstiegenheiten über Wehr und Weilern,  
den Marktgenüssen und dem Marktgenüge.

Ja, Maß muss sein, Gemarkung, Pfahl und Pflüge,  
mit Pflicht und Zins, gemäß den Lohnverteilern.  
Doch wir, den Wolken gleich, den sel'gen Eltern,  
entflöhen in die Bläue dem Gefüge.

Fern, immer ferner von den sanftbesonnenen  
Gemüsegärten voller Mohn und Minzen,  
Gehöften, die mit engen Blicken blinzen,  
so fern, dass sie uns nicht mehr folgen konnten,

vermählten wir uns goldenen Horizonten  
wie Hirtenmädchen einem Märchenprinzen.

### III

O, dass wir Schwäne wären! Schwarzen Teichen  
nur Spiegelung schenkend, schnellverspülte Spur,  
nur eines Glanzes flüchtige Kontur  
in einer Klassik ohne ihresgleichen!

Wir zögen klanglos ohne Ziel und Zeichen –  
Doch alles, was die Flut mit uns befuhr,  
zwäng eine unerklärliche Klausur  
vor unsrem weißen Schweigen auszuweichen.

Doch einmal jäh (die andern nennen's Ende),  
wird zu Gesang das unbefleckte Leid.  
Verwunschnen wissen mehr und die Legende,  
die große Wandlung aller Schweigsamkeit.

Ein Schwanenlied durchbräche ohne gleichen  
den Tag der Teiche – und das wär' das Zeichen!

### IV

O, dass wir Flamme wären, stille Kerzen,  
wie sie in Kirchen atmen auf Altären,  
ein dunkles Kreuz, ein dunkles Buch verklären,  
den Sündern lächelnd und den tausend Schmerzen!

Wir würden Schein im Schattenreich gebären.  
Erzengel beugten sich aus ihren Erzen;  
längst Totgesagte fänden ihre Herzen,  
und Greise wähten, dass sie Kinder wären.

Und eine Nacht – o, heil'ges Überflammen!  
O Übermacht der Unbegreiflichkeit!  
Wir schlössen uns zu einem Bund zusammen,  
allmächtiger als alle Dunkelheit!

Gestirne staunten her vom fernen Lauf  
durchs Weltenall: Ein neuer Stern geht auf!

V

O, dass wir Wohllaut wären, Nachtigallen!  
Wo einer trostlos läge oder blind –  
aus Vorstadtgärten sängen wir ihm lind  
sein Leid ans Herz, erblüht zu Wohlgefallen.

Wir sängen Abschied, Bitternis und Wind,  
und Wiederfinden, ... sängen so, dass allen  
die Tränen kämen, und die tief gefallen  
begriffen, dass sie noch erlösbar sind.

Wir sängen Leidenschaft und Seligkeiten;  
Wortlosem Stimme wir, der Urnacht Kehlen,  
durch uns bezwängen sie, die sich entzweiten,  
ihr Unversöhnlichsein und ihr Verfehlen.

Wir sängen Gott ans Herz, die Ihm entgleiten,  
die Ihn bei Tag verleugnen: alle Seelen.

## VI

O, dass wir Menschen wären! Abends ginge  
ein Ahnen über unsre Werkstattbank,  
dass Glück nicht glücklich macht, noch Krankheit krank,  
so wir erkannten das Gemüt der Dinge.

Und durch die Dämm' rung flüsterten wir Dank  
für jedes Wachstums dunkle Jahresringe,  
für schmale Gärten, gelbe Schmetterlinge,  
und der Gedanken herrliches Gerank.

Erahnend, dass der Erde schwarzes Floß  
nur eine Fähre ist von vielen Fahren ...  
nur dort zu landen, nachts und namenlos,  
wo aller Hoffart Geltungen verjähren –

O, ahnten wir, wie unbestechlich groß  
das Leben wär', – o, dass wir Menschen wären!

[7]

*Das Lächeln der Unbekannten*  
*(L'inconnue de la Seine)*

Der Schmerz in diesem Lächeln ist so groß,  
dass er hinausbricht aus dem Zeitgefüge.  
So würde Himmel, trüg er Menschengüge,  
herniedertrauern, reich und rückhaltlos.

Gott dachte dieses Lächeln als Er sprach:  
„Es werde Licht“ und wundertät'ge Sonnen  
und Märtyrer erweckte und Madonnen,  
mit denen Er die Finsternis durchbrach.

Aus solcher Sanftmut, die kein Tod entstellt,  
wird Er – nicht Werke, aber Schmerzen zählen –  
die Mütter all der Heilande erwählen,  
die Er noch schuldet dieser kranken Welt.

Nicht weil sie Jungfrau war und lilienrein,  
gebar sie Gott. Gefäß und Form sind nichtig.  
Auch dass ein Heiland Leib wird, ist nicht wichtig:  
Nur: dass Er kommt ... Er kann ein Lächeln sein –

[7]

*So ist das nicht*

So ist das nicht, dass man die große Ode  
des Lebens anhört, lau und laienhaft,  
und nicht einmal die Vision vom Tode  
auffasst als Aufgebot zur Meisterschaft.

So nicht, dass man mit frommem „Gott befohlen“  
die Augen schließt vor Armut und Gebrest;  
dass man, um andere zu überholen  
der Ehrbegier die Zügel schießen lässt.

So ist das nicht, dass unverbindlich gütig  
man heut ein wenig von sich selbst verschenkt,  
und morgen, unversehrt und übermütig  
Erinnerungen in den Windfang hängt.

So nicht, dass man, vom Alltagsbrauch geheiligt,  
an Gräbern steh'n kann, durch Spitäler geh'n,  
und dann zurückkommt, hell und unbeteiligt,  
und weiterlebt, als wäre nichts gescheh'n.

So ist das nicht, dass man sich nebensächlich  
mit Kunst befasst in leerer Mußfrist,  
und Verse schreibt, sehr glatt und oberflächlich,  
ganz überzeugt, dass man ein Künstler ist.

So nicht, dass man hintanzt mit leichtem Schritte  
und die nicht mittun, in den Schatten schiebt –  
Und dass dann Gott die Vaterunser-Bitte:  
„Vergib uns“ ... ernst nimmt, oder gar vergibt!

[7]

## *Schicksale in Silhouetten*

### *1 Die Malerin*

Sie malte, was das Leben ihr versagt.  
Sie war sehr arm, sie hatte keinen Gatten.  
Ihr schmales Fenster stand im Häuserschatten,  
von mitleidlosen Mauern überragt.

Sie war sehr reich: sie malte allen Brand  
ersehten Glücks, entfremdeter Verwandtschaft  
in eine unbeschreiblich schöne Landschaft,  
in der ihr Schicksal ganz in Blüte stand.

Sie war sehr arm, sie sah nicht Lenz noch Ruhm.  
Sie war sehr reich: ihr Werk empfing ihr Leben.  
Vielleicht kann keiner jemals Größeres geben,  
– sich selbst – nur einer ohne Eigentum.

### *2 Der Sohn*

Jedes Wort, das er gesprochen, grenzt  
an das Dunkel jenseits unsrer Pole.  
Von unsäglich weher Aureole  
steht im Schrank sein Spielzeug überglänzt.

Nur wenn man im Werktag sich vergräbt,  
lässt sich Wuchs und Wunsch aus jenen Tagen  
seiner Kindheit fassen und ertragen  
und die Leere, dass er nicht mehr lebt.

Ach, man will bei Tag, beherrscht und groß,  
Kraft und Haltung wahren seinethalben.  
Vor den kleinen Bildchen in den Alben,  
wo er lacht, zerbricht sie fassungslos ...

### *3 Sklaven*

Sie trugen beide ohne Hass daran,  
der alles nur noch mehr verhärtet hätte.  
Das Licht der Luke schimmerte, zerrann.  
Im rauhen Rhythmus klirrte dann und wann  
um die Gelenke die gewohnte Kette.

Nur manchmal sang ein Wind, wer weiß woher ...  
vielleicht lag dort die Insel der Sirenen?,  
so unerträglich süß und inbrunstscher,  
dass sich in ohnmächtiger Aufbegeh  
an rauhen Riemen scheuerten die Sehnen.

Nur manchmal brach ein unbewachter Traum  
bis ans korallenrote Herz der Meere.  
Grau hing die Luft um Bug und Klüverbaum.  
Die Kette klirrte durch den Ruderraum.  
Groß stieg die Sehnsucht ..., größer die Galeere –

[7]

*Wenn sie wüssten*

I

Wenn sie wüssten, dass sie morgen sterben,  
wär' das Fortgeh'n manchen bitter, weil  
sie zu wenig ihren jungen Erben  
hinterließen vom ererbten Teil.

Großer Grundbesitze breite Brache  
klagte sie der Unterlassung an  
und Entschlüsse, die nun niemals Sprache,  
Tat, die niemals Wohltat werden kann.

Klage stiege um des Schlosses Schlehen,  
Frage her von grauer Dörferfront:  
hätten vieles nicht, was hier geschehen,  
eure Hände sänftigen gekonnt?

Und begreifend, was die Kreuze meinen,  
die man mit Vergissmeinnicht umsät,  
würden sie in ihre Hände weinen  
um ein unverzeihliches „zu spät“.

II

Wenn sie wüssten, dass sie morgen sterben,  
würden manche sich in Furcht entfärben  
vor dem unausweichlichen Wohin?  
Würden dann, wie Kinder sich in Falten  
eines Mutterrocks gesichert halten,  
rückwärts flüchten in den Anbeginn.

Würden vor die unerwünschten Welten  
jenes Jenseits einen Vorhang breiten  
von Legenden, silbern Saum und Naht,  
kunstreich mit Marienglanz durchwoben,  
der das Draußen und das fremde Droben  
deckt mit undurchsichtigem Brokat.

Würden sich in so verhängten Kammern  
an Idole und Ikone klammern,  
und alsbald, beschwichtigt wie ein Kind,  
ihre Scheu am eig'nen Frommsein trösten,  
mit sich ausgesöhnt, sich nah'n der größten  
Prüfung, der sie nicht gewachsen sind.

### III

Wenn sie wüssten, dass sie morgen sterben,  
würden manche straffen ihren Wuchs,  
eine letzte, tiefste Rune kerben  
vor die Zeile ihres Namenszugs.

Würden aus den stillen Wiesenländern,  
wo ihr Schritt gewisse Heimat hat,  
ihren Weg – nicht ihre Richtung – ändern,  
bis zum Rande einer großen Stadt.

Was sie tief, in Scheu, geheim gehalten  
und unhörbar: Flamme, Lied und Fleh'n,  
würden sie versuchen zu entfalten  
vor den vielen, die vorübergeh'n ...

Alle süße Früchte, alle herben  
Sterne, alles, was so schwer sich spricht ...  
Wenn sie wüssten, dass sie morgen sterben –  
aber leider wissen sie es nicht.

#### IV

Wenn sie wüssten, dass sie morgen sterben,  
würden viele sorglos weiterwerben,  
ihre Zeit vertändeln wie bisher;  
weiter sich zu Kauf und Kirchweih sputen,  
denn die Wünsche ihrer Wünschelruten  
fordern Glück vom Erdreich und nichts mehr.

Lockender in lastenden Gewittern  
würden lall'n zum Maskentanz die Zithern,  
ihre Tafeln prunken doppelt reich;  
unberührt von jedem Warnungsrufe,  
groß sich tun im Grollen der Vesuve,  
Herkulanum und Pompeji gleich.

„Könnt Ihr nicht *ein* Stündlein mit mir wachen?“  
Lachen würden sie der Mahnung, lachen,  
wenn der Tod um ihre Tafeln tagt.  
Dieses Lachen ist es, dessentwegen  
unser Menschentum im Lavaregen  
der Vesuve je und je versagt.

[7]

*Helmut*

Und wieder spielen Kinder in den tiefen  
Wallgrabengärten, mittäglich besonnt,  
und tragen Namen, die wir damals riefen,  
als wir hier spielten, so erhitzt und blond.

Und wieder, sich erneuernd durch Geschlechter,  
blüht Glück und Hochmut, Jugend und Jasmin,  
von roten Mädchenlippen ein Gelächter  
lockt: „Helmut!“ im Erhaschen und Entflieh'n.

Und wieder sind die Wälle wirr von Nesseln,  
schaut streng hernieder graues Giebelhaus.  
Mit hellen Zügen und mit schmalen Fesseln  
Jagt's um die Büsche: „Letztes Paar heraus!“

Und wieder greift die Zeit durch die Kulissen,  
Kindheit zerstäubt. Und wieder, nachts allein,  
wird Eine „Helmut“ schluchzen in ihr Kissen ...  
Denn Nächte waren, sind und werden sein.

[7]

*Die Sechzehnjährigen*

Abends tasten sie mit seltenen Worten  
über Rätsel und verhang'nen Kult;  
ihrer Gottheit Aufenthalt zu orten,  
treibt sie inbrünstige Ungeduld.

Hymnen zollen sie Apoll und Freya,  
rittlings aus dem Fenster vorgebeugt,  
während weiß und kühl die Kassiopeia  
durch die Sommernacht herniederäugt.

Aus dem Engtal, um der Städte Steinmal  
braust ihr Aufbruch, trunken ohne Wein.  
Und sie wollen und sie werden einmal  
Künstler, Märtyrer, Verkünder sein! – –

Morgens auf dem Schulweg mit den vielen  
zeigen sie frivol sich und verrucht,  
schleudern Steine nach verbotnen Zielen,  
schleudern Flüche, wie Verrat sie flucht.

Schämen sich des Nachtgesprächs von gestern,  
weil nur Muskelkraft den Mann beweist.  
Und verleugnen ihre kleinen Schwestern  
und den Umgang mit dem Großen Geist.

[7, 9]

*Meinem Sohn*

So hoch, wie du dich willst, wirst du nicht wachsen,  
so stark, wie du dich wünschst, wirst du nicht steh'n,  
du reißt die Welt so wenig aus den Achsen  
als eines Zufalls kleinliches Gescheh'n.

So furchtlos, wie du sein willst, und so weise  
wirst du nicht werden, weder Held noch Hirt.  
Die Herde sucht sich störrisch ihre Speise  
im fetten Sumpfland, das ihr Unheil wird.

Und dennoch sag ich: reck gestirnenstüchtig  
dich auf, bis du aus Wolken Ahnung pflückst;  
und nie zurückschreckst, flau und fahnenflüchtig,  
so hoch, dass du zerbrichst, wenn du dich bückst.

Und dennoch sag ich: übermannt die Wut dich  
auf das, was geil und feil sein Glück ertrotzt,  
schlag blitzhaft zu, schlag's nieder und verblut dich ...  
Glück ist ein Schwamm, der am Gehölz schmarotzt.

So weit, wie du dich sehnst, wirst du nicht reichen –  
das Unerreichbare sei dein Gebot!  
Ihm halt die Treue, ohne deinesgleichen.  
,Bis in den Tod' ist ein zu bill'ges Zeichen –  
Entscheidungskampf beginnt erst nach dem Tod!

[7]

*Kosakenchor*

In einen Saal, taghell von Neonkerzen,  
brach jäh ein Aufruhr – oder ist's Gesang?  
Gesang aus dreißig unbeherrschten Herzen,  
der seiner Freiheit noch kein Maß erzwang!

Sie singen Russland: Heil'ges und Entstelltes –  
Sonnblumensteppe dehnt sich meilenweit:  
Fruchtbar und fruchtlos wuchert nie erhelltes  
Leid, noch leibeigen einer Ewigkeit.

Sie singen Russland: dumpf durch dumpfe Katen  
kriecht Tag mit Flachsgespinst und Bastgeflecht.  
Ein Volk von Kindern, stumpf und unberaten –  
und über ihnen weder Herz noch Recht.

Von Geißeln narbt der nackte Leib der Schlepper;  
was Ernte wär', in Überschwemmung weit  
verfault es unterm trägen Schlamm des Dnjepr –  
Und wieder Leid und wieder Ewigkeit.

Kosakenstreife – sausende Nagaiken –  
Vorbei! Ein Schluchzen – Männerstimme lacht –  
Flussher vom Dorfrand summen Balalaiken  
im Kräuterduft der süßen Julinacht ...

Aus grünem Feld glüh'n rot und blau die Blusen,  
und wilde Liebe, wild wie nirgends, schreit  
um Glück, um Glück – und trägt den Tod im Busen,  
Und wieder Leid und wieder Ewigkeit.

Gott fordert vor dem Lämpchen der Ikone  
im Stubenwinkel Ehrfurcht und Tribut.  
Doch die Bojaren stürzen Gott und Throne  
und waten bis zum Stiefelschaft im Blut.

Und Stenka Rasin strafft die sehn'gen Glieder  
und wetzt das Messer blank und blank den Eid.  
Doch Wolga ... Wolga ... sehnsuchten die Lieder ...  
Und wieder Leid und wieder Ewigkeit.

Wald ohne Fußspur, ries'ge Wölfe wittern –  
Und Bettler liegen im zerlumptem Rock  
im Schnee vor goldnen Kathedralengittern.  
Durchs Brüll'n der Festbrunst stampft der Kosatschok.

Und Winter wintert – Ohnmacht ohne Ufer,  
Schwermut und Schweigen – und es schneit, es schneit ...  
Fern, – ach wie fern! – ein österlicher Rufer –  
O Heimweh Leid – o Heimat Ewigkeit!

[7, 9]

### *Synagogen*

Als noch die Städte Städte waren, lagen  
sie schon im Schutt. Scheu fingerte der Mond  
an sie, wie eine Hand an Sarkophagen,  
in einer Zärtlichkeit ganz ungewohnt.

Dann brach ein roter Glanz aus dem Gerölle,  
der sich vor Tag und Augenlicht verbarg,  
und unterbrach das Hohelied der Hölle  
und glühte wie ein Ausweg aus dem Sarg.

Und Schmerz und Schmach, die tausendfach geschahen,  
verloren sich wie Zeit und Wolkenzieh'n –  
denn damals wusste schon um Gottes Nahen  
im Schutt der Synagogen ein Rubin ...

[7]

*Hellas*

Wir sagten Hellas und wir meinten hellen  
Blauhimmel über keuscher Marmorstadt,  
und Schönheit, Schönheit, die im Überquellen  
Maß und Vermessenheit ohn' Ende hat.

Wir sagten Hellas und wir meinten Nike,  
im Hain den Fuß, das Haupt im Firmament,  
und alle Seligkeiten der Antike  
im Kuss, den Eros über Psyche brennt.

Wir *sahen* Hellas, laut und beutegierig  
den Hafen, der von Lastern überquoll,  
ein Volk in Lumpen, grellgeschminkt und schmierig  
und sagen ‚Hellas‘ nicht mehr sehnsuchtsvoll ...

Wir sagten Deutschland, und wir meinten stille  
Gestalt am Brunnen über altem Markt,  
umbuschte Giebel, heimlich zirpt die Grille ...  
Weg zwischen Rotdorn, sonntäglich geharkt ...

Wir sagten Deutschland und wir meinten kühlen  
Talgrund mit Mühlrad und mit Männertreu;  
und Mütter, die den Abend kommen fühlen  
und Kinder küssen, segnend und fast scheu ...

Und meinten Lieder, Melodie von reinen,  
verträumten Mädchenlippen, kornfeldher ...  
So werden wir wohl immer Deutschland meinen  
Nur davon sagen wollen wir nicht mehr –

*Innisfree*

(Dem Gedächtnis von W.B. Yeats)

Sang einer sein Heimweh nach Innisfree –  
Ich ahne nicht, wo es liegt –  
nur, dass es einem die Kraft verlieh  
zu singen, was nie versiegt.

Vom schilfgrünen Waldsee, vom Grillenlaut,  
von der urtiefen irischen Nacht,  
wo sich ein Mensch eine Hütte baut  
und daraus einen Tempel macht.

Wo sich der Himmel großäugig besternt  
über Seher und Säer und Kind,  
doch unauffindbar von uns entfernt,  
die dessen nicht würdig sind.

O, Heimat der Hirten und Sänger, die  
der Sage und See du entstiegst ...  
Du Insel der Seele, Innisfree,  
ich glaube, ich weiß, wo du liegst ...

[7, 9]

*Sehr viel*

Wort kann sehr viel sein, mehr, als du vermeinst.  
Leicht kann's verblüh'n auf deines Tages Rändern.  
Doch kann's erblüh'n in dir und dich verändern,  
dass jäh du wach wirst und die Nacht verweinst.

Vielleicht auch, dass es niemals sich dir zeigt,  
weil du dich von Gesprächen und Geräuschen  
festlichen Abends lässt darüber täuschen,  
dass Wort sehr selten aus Gespräch ersteigt.

Es kann wie Hochwild vor dir flieh'n. Es kann  
dir nachgeh'n wie die Wölfin in der Sage  
mit glühen Augen, eine dunkle Frage ...  
Was es dir sagt, kommt auf dich selber an.

Es kann als Kerze leuchten deinem Pult;  
dich führen und verführen aus dem Alltag.  
Es kann am unausweichlichen Verfalltag  
aller Verschuldung löschen deine Schuld. –

Vielleicht auf scheuem Wasserrosenstiel  
blüht's *zwischen* Zeilen eines stillen Buches ...  
Vielleicht musst *du* ihm nachgeh'n – Geh und such es!  
Sehr viel kommt auf dich selber an. Sehr viel!

[7]



Heimwehbuch II  
(1950, <sup>2</sup>1954)



GELIEBTE ERDE – VERLORENE HEIMAT

*Meine Heimat könnt ihr nicht zerstören*

Meine Heimat könnt ihr nicht zerstören,  
meine Heimat findet ihr nicht auf;  
nicht die Birken, die nur mir gehören,  
an des Wiesenbaches Schlängellauf;

Nicht den Feldweg zwischen Roggenhalmen,  
zwischen Himmels- und Kornblumenblau.  
Nicht der Kaddikfeuer braunes Qualmen  
überm Brachland im Oktobergrau.

Nicht das langgezogene Lied der Flößer,  
das im Dunkel immer weiter währt:  
Immer tiefer wird und immer größer  
jede Liebe, die von Leid sich nährt!

Meine Heimat könnt ihr nicht entreißen,  
denn sie wuchs so ganz in mich hinein,  
sang und segnete in ihrer weißen  
Winterschwermet meine Seele ein.

Heimat ist kein Zufall und verauschbar,  
kein Gewand, das Sturm und Zeit zerstört –  
Heimat ist ein Schicksal – unaustauschbar,  
was uns tiefst und ohne Tod gehört.

[6, 8, 8<sup>2</sup>, 9]

*Verlorene Heimat*

Nun wachsen wohl schon die Bäume  
hoch über das Dach hinaus,  
beschattend die Giebfenster  
im fernen Vaterhaus ...

Nun fassen wohl schon die Büsche,  
die damals noch heckengleich,  
hinauf nach den Fenstersimsen  
und stehen blütenreich ...

Wie muss es jetzt abends dort duften,  
wenn schimmernd der Faulbaum blüht ...  
Ob noch der Mond durch die Zweige  
so tief in die Stuben sieht?

Ob Wege und Weiher im Garten  
noch immer so moosig und grün,  
und ob in den Fliedergebüsch  
so blau noch die Käfer glüh'n?

Und ob sich der Kuckuck vom Walde  
so nah bis zum Hause noch wagt? ...  
Wer mag dann im Fenster lehnen,  
der gläubig die Zukunft fragt?

\* \* \*

Die ihr in den wandernden Winden  
noch nicht verloren steht, –  
ihr solltet doch manchmal beten,  
wenn die Nacht durch die Scheiben späht:

Lass, Vater, uns nimmer lernen,  
wie's ist, da draußen allein –  
und keine Heimat zu haben  
und heimwehkrank zu sein –

[2, 2<sup>2</sup>, 2<sup>3</sup>, 8, 8<sup>2</sup>]

*Verleugnetes Land*

Verleugnetes Land, das ich liebe,  
mein Land um die Abau und Aa ...  
Wo wachsen Bäume gleich diesen,  
so weltfern, so himmelnah!

Wildbienen umsummen die Wiesen,  
kein Fahrweg spurt Moore und Torf.  
Gehöfte schlummern am Walde,  
doch nirgend, gottlob, ein Dorf.

Wo duftet so herbsüß die Halde  
von Heu und Wacholderharz.  
Was Weizen und Weiden raunen,  
der blauende Abend bewahrt's.

Wildenten in seligen Launen  
bau'n Heimat am breiten Fluss,  
in schützenden Schilfgehegen,  
kaum nahbar dem Sonnenkuss.

Kein Kirchturm prahlt Vollmacht und Segen,  
nur Gott hört Beichte und Balz,  
kennt Hügel und Hünensteine  
am Fuße des Fichtenwalds.

Grabkreuze enträteln am Raine  
mehr Weisheit als sonst irgendwer.  
Vom Meer hinter dämmernden Dünen  
kommt ewige Mahnung her.

Ach, dürfte ich heimgeh'n und sühnen,  
ich bät jeden Baumstamm: Vergib,  
dass ich nicht tiefer dich liebte,  
du einziges Land, das ich lieb'.

[8, 8<sup>2</sup>]

*Wenn du nach Hause kommst*

Wenn du nach Hause kommst und alles siehst,  
schreib mir davon! Ich will die Wahrheit wissen.  
Sind unsre Gartenmauern eingerissen?  
Ist jemand da, der das Gras der Gräber gießt?

Beugt noch die Bäume überreiche Frucht?  
Ob's noch von Badenden und Böten wimmelt,  
vom silbrigen September überhimmelt,  
im dunklen Schilfsee und der Mühlenbucht?

Welt von den Hügeln noch der Heuduft her?  
Steh'n noch, von Preißelbeeren rot umrändert,  
die schwarzen Wälder, streng und unverändert?  
Liegt unsre Straße noch so menschenleer?

Blickt noch das Haus, vom Ahorn überragt,  
zur Bahn hinab mit seinen vielen Scheiben?  
Du musst mir jedes Tor und Schild beschreiben!  
Wen sprachst du? Wen? ... Hat er nach mir gefragt? ...

Es ist ja gleich! Wer hat nicht sein Gesicht  
verändert in Verlust und Finsternissen! –  
Ist's *sehr* verändert? würd' ich gerne wissen ...  
Ach, schreib es mir! ... Nein, schreib es lieber nicht ...

[8, 8<sup>2</sup>, 9]

*Heimat unser*

Heimat unser, die du warst auf Erden ...  
Wind geht über Stoppelfeld und Moor.  
Alle unbetretenen Wege werden  
bald verschnei'n vor Haus und Gartentor.

In den Wäldern steh'n die breiten Kiefern  
bis zum Hals in weißen Pelz gemummt.  
Wer wird je die Lieder überliefern,  
die das Leid um leere Höfe summt?

Krähen flügeln nestwärts, Wolken blassen.  
Nacht umarmt die arme kleine Stadt.  
Geht ein Wort landum: Was du verlassen,  
lässt dich nie, bis es dein Herzblut hat ...

Schwarz in Schwarz starr'n unverhängte Scheiben.  
Flucht will Zuflucht. Treue braucht kein Leh'n.  
Über ihren stillen Hügeln bleiben  
ungebeugt die Friedhofslichten steh'n.

Wind treibt über Gram und Gräberherden,  
deren Namen bald der Frost zerfrisst ...  
Heimat unser, die du warst auf Erden ...  
Heimat unser, die du ewig bist!

[6, 8<sup>2</sup>]

*Ferne Wohnung*

Ferne Wohnung vor den Wiesenhügeln –  
Liebe Stadt, aus der wir fortgemusst ...  
Nun wir noch ganz andre Schmerzen zügel,  
wag ich nicht zu klagen den Verlust.

Einmal nur, eh ich dein Bild verblätter,  
streich ich abschiednehmend mit der Hand  
über jene weißen Fensterbretter  
und die Tür, wo unser Name stand ...

Tret' noch einmal über jede Schwelle:  
– Speisezimmer – Kinderzimmer – Flur –  
Seh' den Nähtisch in der Lampenhelle,  
– Gitterbettchen – Engelsbild und Uhr –

Breiter Wandschrank voller Leinentücher,  
längst in tausend Winde fortgerafft –  
Und die vielen, vielen lieben Bücher,  
die man sich allmählich angeschafft –

Von der Wand aus ihrem dunklen Bildnis  
erst der Urgroßeltern Auge blickt.  
Dort im Winkel, in der Spielzeug-Wildnis,  
ist des Jüngsten Teddy eingenicke ...

Winters liegt, gleich zarter Spitzenrüsche,  
weich der Schnee vor jedem Fensterbrett;  
Sommers flammten unsre Fliederbüsche  
bis zum Küchenherd ihr Violett ...

Ferne Wohnung, irgendwo auf Erden ...  
Heimweh wandert ziellos kreuz und quer ...  
Was Besitz war, muss vergessen werden –  
Und vielleicht wiegt Armut doch noch mehr ...

[8, 8<sup>2</sup>]

*Der große Bär*

Wenn uns erbarmungslos versperrte Schienen  
der Erde Unerreichbarkeit uns trennt,  
bleibt nur das unverschloss'ne Firmament,  
als Brücke allen Suchenden zu dienen.

Und sieben Sterne stehen, wie durchschienen  
vom Heimweh, das auf Erden schluchzt und brennt.  
Ihr Funkeln, das die dunklen Fenster kennt,  
weiß um die Sehnsucht hinter den Gardinen.

Und jeden Abend grüßt der Große Bär  
mit *meinen* Augen jene Kleinstadtgassen,  
durch die du heimgehst, fröstelnd und verlassen.

Und jeden Abend dünkt es mir, er wär'  
für uns entzündet: Mittler allen denen,  
die sich unsagbar nach einander sehnen ...

[5, 8<sup>2</sup>]

*Wenn ich sehr einsam bin*

Wenn ich sehr einsam bin –  
(wann bin ich's nicht?),  
denk ich: wo wanderst du  
im Abendlicht?

Denk ich: wie mag's dir geh'n  
in dieser Zeit,  
da nichts uns eigen ist  
und Gott so weit?

Ob du noch unbesiegt  
vom Schicksal bliebst?  
Und was du einst geliebt  
noch heute liebst?

Wir wurden oft enttäuscht –  
gewiss auch du.  
Trugst du es schwer? Wie stand  
dein Herz dazu?

Viel hat das Leben uns  
an Leid gebracht.  
Und wir, was haben wir  
daraus gemacht?

All dieses fragt man sich  
im Abendlicht,  
wenn man sehr einsam ist –  
Wer ist es nicht?

[8, 8<sup>2</sup>]

## FLÜCHTLINGSLOS

### *Verzicht*

Nun hörte man allmählich auf zu warten  
auf Rückkehr in Besitz, den man besaß.  
Schon ritzt der frühe Winterfrost die harten  
Eisblumenmuster in das Fensterglas.

Man rafft sich auf und müht sich durch die Pflichten  
des fahlen Tages bis zur späten Ruh;  
der Hände unermüdlichem Verrichten  
sieht starr die Seele, wie erstorben, zu.

Man kann nicht mehr den Kinderglauben teilen,  
der sich in Märchen sonnt: „Es wird einmal...“  
Und was man liest in kurzen Zeitungszeilen  
beglückt nicht länger, wie ein Leuchtsignal.

Die Zeit versickert, und man wünscht im Stillen  
nur: wäre Weihnachten doch vorbei!  
Zu Weihnachten will man, um andrer willen,  
wenigstens tun, als wenn man fröhlich sei ...

[5. 8. 8<sup>2</sup>]

*Flüchtlingslos*

Nicht das Verarmtsein ist das Allerschwerste,  
nicht dass man ohne Ziel und Zukunft lebt,  
vom Übermorgen kaum das Ungefährste  
erahnt wenn silbern sich der Morgen hebt.

Nicht dass um Heim und Hausrat und gehegte  
Erinnerungen graue Sintflut floss,  
dass Krieg und Steppenatem überfegte  
ein Gärtlein, das viel Mutterglück umschloss.

Nicht dass man unerwärmt an fremden Ofen  
von nichts als Not und Not erzählen hört,  
derweil die Bauern rings auf feisten Höfen  
kein Wunsch der Seufzenden im Sattsein stört.

Nicht dass man hungert gleich zehntausend andern  
und schlaflos liegt im kalten Herdgeruch,  
nicht dass kein Lichtlein wartet hinterm Wandern –  
dass man nicht einsam sein darf, ist der Fluch! – –

[13]

*Unsere Kinder*

1

Unsre Kinder wachsen nicht wie wir  
sorglos auf, gleich unsren Urgroßeltern;  
aufbewahrt lag alles in Behältern:  
Recht und Gut; und zwei mal zwei war vier.

Unsre Kindheit blühte hell empor  
in der Welt der wohlgepflegten Parke;  
über alle Wege strich die Harke  
alter Ordnung, bei verschloss' nem Tor.

Unsre Kinder: barfuß und verschrammt,  
waten durch den Wildbach, schrei'n und spielen,  
steh'n in Wettkampf mit den andern vielen,  
– arme Flüchtlingskinder allesamt.

Unsre Kinder grölen groben Reim,  
raufen aus dem Feld ein Handvoll Garben;  
sind gezeichnet durch Verzicht und Narben –  
Unsre Kinder haben kein Daheim ...

2

Unsre Kinder, nicht in sel'ger Blindheit  
wurzelnd, überwacht von Wehr und Wall,  
tragen offenen Auges ihre Kindheit,  
unbeschriftet, durch Sturm und Weltverfall.

Unsre Kinder suchen und erklettern  
höchste Bäume, um weit auszuschau'n,  
woll'n am Bach aus angeschwemmten Brettern  
uneinnehmbar eine Burg erbau'n.

Unsre Kinder, die das Schicksal eisern  
fortgekehrt aus Traum und Vaterhaus,  
tauschen vor dem Schlafengeh'n mit leiser'n  
Stimmen ihre goldenen Pläne aus ...

Unsre Kinder, ganz wie wir vor Zeiten,  
sonnen sich in selbsterdachtem Ziel,  
bau'n aus Wünschen bunte Wirklichkeiten ...  
Aller Kinder Heimat ist: das Spiel.

[8, 8<sup>2</sup>]

*Danken*

Nur immer danken – – für jedweden Bissen,  
für Bett und Tisch, gelieh'n sind sie und fremd.  
Und doch, Gottlob, im Kinderbett das Kissen  
ist weich und weiß, und fast wie neu das Hemd.

Nur muss man jeden Abend sich besinnen.  
Ließ man auch keine Wohltat unbedankt?  
Und jeder Morgen ist ein Neubeginnen  
der Pflicht „Zu-Gast-sein“, die viel Kraft verlangt.

Und immer bang in Wort und Mienen lesen,  
ob man nicht Vorwurf oder Misston hört?  
Ob unsre Kinder nicht zu laut gewesen  
und irgendjemand irgendwie gestört.

Und immer von vier eignen Wänden träumen  
wo man sich gern mit karger Kost begnügt,  
nur: alle Habe aus dem Koffer räumen,  
und einmal weinen, wo es niemand rügt!

Und so bei sich sein, dass man sagen könnte  
„Wir wollen lesen .... Ich bin müde .... Mein ...“  
Ach! wo auch immer man uns Zuflucht gönnte,  
es wird doch niemals ein Zuhause sein!

[5, 8<sup>2</sup>]

*Dies war mein Traum*

Ein kleines Haus, erbaut nach eignen Plänen,  
fern von der Märkte Missgunst und Asphalt.  
Ein Garten in Jasmin- und Fliedersträhnen,  
nicht weit vom Wald.

Und aus den Fenstern Fernblick ohne Grenzen  
auf Heimaterde, Kiefern, Heidekraut ...  
Und wieder wissen, was die Sterne glänzen,  
und wie die Ebene ins Mondlicht blaut.

Und schaffen dürfen, abseits vom Getriebe;  
das niederschreiben, was ich sah und sann.  
Und sie, die ich mehr als mich selber liebe,  
so nah, dass nichts uns jemals trennen kann!

Ich hab kein Haus gebaut und keinen Garten,  
aus meinem Fenster seh' ich keinen Baum,  
und ungeschriebene Gedanken warten  
auf stillen Augenblick am Abendsaum.

Die Nacht, mit der ich gern befreundet bliebe,  
prunkt mit Plakaten fremd und lichterloh – –  
Und sie, die ich mehr als mein Leben liebe,  
sind – Gott weiß, wo – – –

[8, 8<sup>2</sup>]

*Karfreitag 1946*

Heut vor beinah zweimal tausend Jahren  
wurde Gott gekreuzigt von der Welt.  
Wolken zieh'n, geduld'ge Trauerscharen,  
heut wie damals über Dach und Feld.

Frühling atmet auf aus Tal und Bergen;  
Dorf und Friedhof liegen eng gepaart.  
Blumen blüh'n aus abertausend Särgen  
unterm Schattenspiel der Wolkenfahrt.

Erster Falter tollt um Tulpenkelche.  
Kleine Erde ... Große Gräberstatt!  
Gibt es unter Menschen wirklich welche,  
die das Leben *nicht* gekreuzigt hat?

[8, 8<sup>2</sup>]

*Erntedankfest*

Jedes Jahr nach goldner Ährenlese  
Ist's, als ob dich naher Nachtfrost streift,  
unbarmherzig wie die ew'ge These  
jenes Säers, den kein Herz begreift.

Und vielleicht, noch eh die Furchen frieren,  
drinnen Saat um neuen Aufstieg ringt,  
wirst du dich in solch ein Leid verlieren,  
wie es nur die letzte Liebe bringt.

Unaufhaltbar durch Gehöft und Hutten  
bricht dein Schicksal über dich herein.  
Und vielleicht wirst du daran verbluten.  
Und das wird dein Erntedankfest sein.

[8<sup>2</sup>]

*Bauern*

Die Schutzpatrone schauen aus den Nischen  
der Hausfront und vom Brückensims beim Fluss.  
Ein Kirchturm hört den zweiten und dazwischen  
sogar des dritten klaren Angelus.

Die Linden beugen sich, behängt mit Sprüchen,  
am Dorfeingang dem Heiland zum Willkomm,  
zu Mittag hörst du aus den breiten Küchen  
Gebete beten, lang und laut und fromm.

Die Männer stark, die Frau'n in Frühlingschöne  
herb, wie im Herbstes ihres Missgeschicks.  
Sie tragen starr das Sterben ihrer Söhne  
und stell'n die Bilder um das Kruzifix.

Ehrsame Bauern von bewährtem Schlage,  
fleißig und fruchtbar nach des Herrn Gebot.  
Sie halten heilig alle Feiertage –  
Nur – bitt' sie nie um eine Scheibe Brot!

[8, 8<sup>2</sup>]

*Kleinbürger*

Es muss sehr schön sein, wohnen zwischen Mauern  
beschränkter Kleinstadt, die nie Leid erfuhr.  
Behäb'ge Bürgerhäuser überdauern  
der langen Kriege kaum gespürte Spur.

Die Welt umfasst nur wenige Provinzen.  
Was hinterm Schlagbaum liegt, erregt Verdacht.  
Von einem Reich der Einhorne und Prinzen  
träumt nur ein Narr, den jedermann verlacht.

Der Alltag kreist in festgesteckten Grenzen  
um Pflicht und Mahlzeit, sparsam, glatt und kühl.  
Und sonntags gibt Gottvater selbst Audienzen  
und zählt die Gläubigen im Chorgestühl.

Besitztum wächst und hilft Bedenken glätten.  
Die Fenster zu, die Haustür gut versperrt.  
Traumlos der Schlaf in hohen Federbetten,  
trotz nächt'gem Sturm und Kettenhundkonzert.

Die Kinder speist man mit bewährten Lehren.  
Den lieben Nächsten dort verdammt man scharf.  
Der rechte Nachbar kam so hoch zu Ehren,  
dass man's mit dem ja nicht verderben darf!

Nachtwächter geben Ordnung und Gelübden  
den nötigen Nachdruck. – Unvorstellbar bleibt,  
dass fernwo, ausgeliefert den Charybden,  
ein unbeschütztes Menschenschicksal treibt.

Nichts ist unsagbar, nichts darf zwecklos bleiben.  
Und „Betteln streng verboten“ steht am Tor.  
Blank blitzt der Flur; kein Stäubchen an den Scheiben.  
Es muss sehr schön sein – Gott bewahr davor!

[8, 8<sup>2</sup>, 9]

*Die nichts verloren haben*

Die nichts verloren haben – sieh, wie sicher  
ihr kleiner Glaube in den Tempeln blieb!  
Nichts schiene ihnen wohl verwunderlicher  
als wenn sie jemand aus dem Tempel trieb.

Wenn dieser Jemand Jesus wär', sie würden  
ihn Flüchtling schelten, der da unbefugt  
in *ihrem* Gotteshaus, an *ihren* Hürden  
nach Gütern, die ihn garnichts angeh'n, lugt.

Ihr Rechnen kreist um ihre goldenen Kälber,  
verrechnet Zinseszins des Heiligenscheins.  
– – – Und so verlor, wer nichts verlor, sich selber  
nach *unberechenbarem* Einmaleins.

[8<sup>2</sup>]

*Uns Unbefugten*

Nein, mein Heimweh gilt mir nicht als Orden,  
wie ihr ihn zu eigener Ehrung trugt.  
Wo ich hin will, ist es Nacht geworden,  
und ihr haltet mich für unbefugt.

Doch kein Dunkel kann mein Heimweh dämpfen,  
denn es glaubt der ungläubhaften Mär:  
Was man liebt, wird man sich *doch* erkämpfen,  
und wenn es die Kassiopeia wär'!

Will mit euch nicht um die Heimat rechten,  
jeder weiß, wieso er sie verlor.  
Wer sein Wohl sucht, lässt sich willig knechten;  
wer sich fügt und feil ist, kommt empor.

Viele zeih'n mich, die gescheiter wandern,  
einer aussichtslosen Täuschung bloß.  
Nicht den vielen, aber *einem* andern  
sag' ich dies: es ist *nicht* aussichtslos!

Jenem andern, auch schon heimgesuchten,  
unbefugt, gleich mir, auf Weg und Wörth –  
Und wer weiß, ob nicht uns Unbefugten  
*doch* die Kassiopeia angehört!

[8, 8<sup>2</sup>, 9]

*Glück*

Meinen Kindern muss ich es erzählen,  
wie so töricht ist, wer Glück begehrt.  
Doch Entbehrungen sind Kronjuwelen,  
und Enttäuschung hat Kleinodienwert.

Glück ist flüchtig, glitzert und verflittert,  
lügt wie Weinrausch, duftet und verflacht,  
ist nicht wert, dass man darum erzittert,  
oder gar drum betet in der Nacht.

Meine Kinder werden mir nicht glauben,  
wenn die Sehnsucht singt von Avalun;  
werden um ein' Handvoll süßer Trauben  
viel, vielleicht sogar ihr Herz vertun.

Werden gar mit ihrem Gott noch rechten  
um ein heißbegehrtes Beutestück. –  
Und vielleicht werd ich in solchen Nächten  
– selber glühend beten um *ihr* Glück!

[8, 8<sup>2</sup>]

**Gezeiten**  
Gedichte aus den 30er und 40er Jahren  
(posthum 1992)



*Gottes Mühlen mahlen mit Gezeiten*

Gottes Mühlen mahlen mit Gezeiten  
und zuweilen, meint man, steh'n sie still.  
Stille ist kein lässiges Entgleiten,  
ist ein unerhörtes Vorbereiten  
auf die Kornzeit, die viel Wasser will.

Donnernd treibt die Willkür der Erfüller  
wieder Mühlenrad und Mahlstein an.  
Manchmal Helfer, aber nie Enthüller –  
Mehlbestaubt im Speicher steht der Müller,  
taub für jegliches „Weshalb?“ und „Wann?“.

[12, 13]

## BALTENLAND

### *Baltenland*

Unsere Kinder werden es niemals wissen,  
wie sich der Abend ans Meer der Heimat entschweigt,  
wenn übers grüne Dämmer der Dünenkissen  
sanft sich des Mondes opalene Lampe neigt.

Unsere Kinder werden es nicht mehr fühlen,  
wie die von gestern und morgen doch eines sind,  
wenn um die Wappen über den Domgestühlen  
frommblau durch Fensterlegenden das Frühlicht rinnt.

Unseren Kindern wird es das Herz nicht weiten,  
Wolken ob eigenen Wäldern entwandern zu seh'n,  
bis wo des Landes unsagbare Einsamkeiten  
hell an des Himmels Einsamkeit ankern geh'n.

Unseren Kindern werden wir's nicht erklären,  
wie wenn durchs Hochmoor der herrliche Märzwind röhrt,  
einer so einmalig reift aus dem Ungefähren  
bis in den Raum, wo er Ewigem angehört.

Unsere Kinder werden dies alles nicht fassen,  
werden im Anderswo wurzeln und fester steh'n, –  
werden, wollt's Gott, niemals eine Heimat verlassen,  
aus der ihre Seele nicht mitgeht, wenn sie auch geh'n – – –

[13]

*Dorpat - in der Studienzeit*

Was war man verliebt! Und der Domberg weiß es noch heut,  
wie es in Dorpats Villengärten jasminte.  
Leicht fing das Herz was ihm zufiel, wie unverdiente  
Münzen, die jemand zum Scherz in die Menge streut.

Rosenregen vom Marktplatz zum Mollatzkommers –  
Zweispännerjagden zu kühlem Konventsquartiere –  
Krachten die Krüge? knirschten gekreuzte Rappiere?  
Leben, du tolle Ballade, du süßer Vers!

Embach, wie fern noch dem Peipus! Wie ungescheh'n,  
all was gescheh'n muss! ... Im Nachtwind flappt die Guirlande-  
brennende Brust unter kurischem Farbenbande ...  
Ach, was war man verliebt! – In wen nur, in wen? ...

[13]

*Kleiner Roman - Tojaten*

Ich weiß ein Gut - vielleicht versank es schon,  
(so viel versank im Zeitmeer der Atlantik)  
durchs Well'n der Tage ging ein Unterton  
von Schwermut dumpf und dunkel von Romantik.

Abseitig und abwegig wuchsen Park  
und Rasen zu wildduftendem Gewucher,  
umwuchsen Hecken, dicht und dornenstark  
die Seelen, unbefreut dem Besucher.

Vielleicht dass sie sich hassten, oder längst  
entfremdeten, die beiden, die dort lebten.  
Ritt abschiedslos er fort auf heißem Hengst  
– sie lächelte, nur ihre Finger bebten.

Sie saß am Fenster, grün vom wilden Wein,  
beim Sticken kaum der Fäden bunte Reihe.  
In seine Zimmer brach der Abendschein  
mit Wollust über Krüge und Geweihe.

Ihr Blüh'n, ihr Blassen kümmerte ihn nie,  
mit seinem Jagdhund strich er durch die Wildnis.  
Sprach er zu ihr vor Gästen, blickte sie  
an ihm vorbei, gleichmütig wie ein Bildnis.

Nur einmal kam der Wall um Trotz und Thron  
vor ihm zu Fall, bislang unüberbrücklich;  
sie weinte, weinte – weil ihr junger Sohn  
durch jemand Nachricht sandte: Er sei glücklich!

[13]

*Sieben Reiter*

Weiter und weiter durchs schutzlose Land gehetzt,  
hinter uns, rechts von uns, links von uns Bolschewiken.  
Drüben die Wälder der Abau noch unbesetzt,  
meldeten Bauern – doch Wald ist noch kaum zu erblicken.

Toter Gutshof am Schneewall, durch Kahlgrant und Gruft  
knirschen und jaulen die jagenden Schlittenkufen.  
Aufschrei: „Sie kommen!“ Gegröl durch kristallgraue Luft,  
hinter uns kommt es geprasselt auf tausend Hufen.

Sieben Reiter begleiten den Flüchtlingszug.  
Frauen und Kinder durchpeitscht die jähe Erweckung:  
„Vorwärts! Fahrt zu! Verbergt euch beim Abaukrug!  
Reiter zurück!“ Nicht Graben noch Baum gibt Deckung.

Frauen und Kinder, die Zügel in klammer Faust,  
treiben, treiben die Gäule in löschende Sonne.  
Schneefall – gottlob! Durchs flockende Dämmer saust  
über die Flächen die flüchtende Schlittenkolonne.

Vorwärts, vorwärts zum Walde! Gell durchs Geweh  
klaffen die Schüsse uns nach aus der Meute von Treibern.  
Sieben vom Sattel warfen sich in den Schnee,  
sperrn die Straße mit feuerspeienden Leibern.

Sieben halten den heulenden Ansturm auf –  
schießen und schießen und schießen ins Stürzen und Stieben.  
– Schwarz liegt das Schneefeld vor glühendem Flintenlauf.  
„– Doch nicht vergebens!“ lächelt der letzte der Sieben.

[13]

*Lazarett bei Wenden*

Trübstes Flussbett: Flur und Korridor!  
Jede Strömung steigt aus neuen Schmerzen.  
Will's im Lichthof morgen oder märzen?  
Milchglasscheiben täuschen Dämm'ung vor.

Geh'n die Türen, kommen Arzt und Tod;  
Instrumente klirr'n, zerbiss'ne Flüche;  
Saal voll süßlicher Lysolgerüche  
fällt sein unerbittliches Gebot.

Weint ein Kind? Was ruft aus Stube Zehn?:  
Einer sitzt gebeugt am Bettesrande,  
seine Finger, welk noch im Verbande,  
wollen wieder über Saiten geh'n ...

Draußen Krieg – das nackte Leben stöhnt,  
preisgegeben geißelnder Nagaika –  
Hier im Beben seiner Balalaika  
innig Einer sich mit Gott versöhnt ...

[13]

*Alter Judenfriedhof*

Sie wollen zum Tode nicht Tor noch Weg,  
ihr Friedhof kennt keine Besucher.  
Geborsten lehnt Grabmal an Grabmal schräg  
im verwilderten Waldgewucher.

Hoch ragt einer Platte zersplittertes Stück,  
drum der Frühling grünt und holundert:  
Hier ruht einer Witwe Lebensglück  
seit dem Tischri fünftausendsechshundert.

Der knarrenden Kiefern Stamm ergraut,  
durchnarbt von hebräischen Lettern.  
Zwischen den Hügeln das Heidekraut  
spielt mit den moosigen Brettern.

Von blecherner Tafeln rostigem Rot  
Klagt's angstvoll von Erben zu Erben:  
Wir sterben alle so schwer den Tod,  
weil wir ihn einsam sterben!

Die Falter feiern ein Frühlingsfest,  
sich schaukelnd auf blumiger Schüssel.  
Still, wo die Liebe die Liebe verlässt,  
leuchten schüchtern die Himmelsschlüssel – – –

[13]

*Verlorenes Land*

Nun sind auch die alten Namen tot  
der Ströme, Städte und Straßen.  
Bald brennt's nur von Kreuzen im Abendrot,  
was die Weiser zu sagen vergaßen.

Nun müssen wir sehr viel tiefer sein  
im Schmerz, und im Lächeln gelinder,  
und den Kindern ein Lied und ein Widerschein,  
dass sie aufglüh'n als *unsere* Kinder!

Die toten Namen sind eingesargt,  
wie alle Toten: ins Leben.  
Nun muss sich darin unter Maß und Markt  
das saatgrüne Wunder begeben;

Muss das Herz eine stille Scheuer sein  
für ferne, undenkbare Ernten.  
Wir müssen um soviel getreuer sein  
als wir zu verlieren lernten ...

[13]

*Ich sehne mich*

Ich sehne mich nach einem kleinen Baum,  
der nichts vom Welken weiß und nichts vom Altern.  
Und steht Jasmin und Linde hell in Schaum,  
bleibt er grühdunkel ohne Blütenflaum,  
den Bienen fern und den verspielten Faltern.

An unser Gartenende hab ich ihn  
verpflanzt vom Walde her, – zu Hause war es –  
Hoch über ihm die Lämmerwölkchen zieh'n,  
errötend hebt der Mond sich aus den Knien,  
sank schon das falbe Laub so manchen Jahres.

Er war ein Däumling, heute wird er kaum  
noch zu mir aufseh'n, bald mich überragen.  
Ich sehne, sehne mich nach einem Baum  
an fernem, unbewachten Gartensaum,  
ach, nur ihn streicheln, gar nichts weiter fragen ...

[13]

*Begegnung in Riga*

Viele Wasser treiben träg und kahnlos,  
viele Kähne kentern irgendwo,  
viele Wege überwandern planlos  
diese Erde ..., ja, *dir* dünkt es so.

Dennoch webt ein unbekannter Meister,  
der des Musters kleinste Masche zählt,  
großes Werk, und einmal überweist er  
dich dem Grund, dem er dich anvermählt.

Aus Geheimnis und Versäumnis schuf er  
Schicksals Anbeginn und schmale Spur.  
Dampfersteg verblasst am Dünauer ...  
bleiern schlägt im Wartesaal die Uhr ...

Blau durchblüht die Bitte eines Briefes  
Gram und Alltag, Traum und Kleinstadtruh ...  
Laune nicht: als schlichter Faden lief es  
durch viel Dunkel der Bestimmung zu!

Ob aus Wirrnis, ob aus unberührter  
Armut, ohne Anspruch auf Erhör –  
Wenn's der Meister an der Zeit hält, führt er  
jeden Faden durch sein Nadelöhr.

[13]

## DEUTSCHLAND

### *Baltenworte*

Du machst zu viele Worte, Deutschland, von dir.  
Im Lande, daher wir kommen – schwiegen wir.

Da haben geackert wir auch mit dem Pflug der Pflicht.  
Doch uns selber dafür besungen, haben wir nicht.

Da haben wir auch gerungen und auch gesiegt,  
doch ein Denkmal, das davon aussagt, weiß nicht, wo's liegt.

Wir hatten Schlösser und Wälder, – wir haben jetzt keinen Baum.  
Die Gräber unserer Toten, wir finden sie kaum.

Im Lande, daher wir kommen, schwieg man von sich,  
du aber, Deutschland, besingst und bespiegelst dich.

Du machst dich dir selber zum Prunkstück und zum Idol.  
Doch wer immer von außen sich anschaut, wird innen hohl.

Der leichte, leuchtende Feldmohn ist schnell verloht,  
denn Wurzeltiefe tut höherem Wachstum not.

Sei stille, Deutschland! Aus Worten wird Staub und Sand.  
Aus dem, was draus aufsteigt, erkennt man fruchtbares Land.

[13]

*Jetzt haben Dichter eine schwere Zeit*  
(1935)

Jetzt haben Dichter eine schwere Zeit,  
wo allerorts die grellen Trommeln dröhnen.  
Denn sie könn'n sich nicht an Befehl gewöhnen,  
noch an ein Maß für Unermesslichkeit.

Sie wissen Wälder, blau im Abendhauch,  
von Blumen still belebt und von Gebeten.  
Jetzt wird so viel marschiert und viel zertreten,  
vielleicht die kleine blaue Blume auch ...

Sie glauben Sterne über Meer und Stadt,  
und alles Namenlose sich verschwistert ...  
Jetzt wird so viel errechnet und registert,  
auch Traum und Glaube die ein jeder hat.

Sie seh'n im Dunklen, das ihr Blick begreift,  
sie sind daheim in allen Traurigkeiten.  
Jetzt gilt's dem Leid den Adel abzustreiten,  
und lachend ächten was vereinsamt reift.

So steh'n sie, fremder Heerschar eingereicht,  
sich selbst verleugnend, wenn sie jener dienen.  
Und was sie schenken könnten, stirbt in ihnen ...  
Wann hatten Dichter *keine* schwere Zeit? ...

[13]

*Wachgerufen*

Sie haben dich wachgerufen,  
Deutschland, bist du erwacht?  
Fanfaren  
Gell'n über Scharen  
bei Tag und Nacht.

Von allen Häusern flattern  
Fahnen vom Dritten Reich.  
In den Herzen,  
ach Gott, in den Herzen  
blieb alles gleich.

Man kann wohl Häuser beflaggen  
und ändern Gewand und Gesicht.  
Befehlen  
zu ändern die Seelen,  
das kann man nicht.

Was keinem Heiland gelungen,  
vermag auch heute kein Held:  
Die Vielen zu höheren Zielen  
erzieh'n auf der Welt.

Dies Deutschland, auf das ich harre,  
das Reich der inneren Macht,  
trotz Rauschen  
und Fahnenbauschen,  
Deutschland ist nicht erwacht – – –

[13]

### *Helden*

Die Helden, die wir heute nötig brauchten,  
– die Helden, die noch jedes Volk entbehrt –  
sind nicht die unverwundbar, blutentauchten  
Einherier, mit Harnisch und mit Schwert.

Siegfriede wachsen allerorts, im heißen  
Schlachtrauschen ruft man ihre Ritterschaft,  
doch um ein Volk wahrhaft emporzureißen,  
bedarf es anderer als Siegfriedkraft.

Die Helden, die uns aus dem Schlamm erschlaffter  
Gewissen wecken könnten zum Erblüh'n,  
die müssen herzenstiefer, heilandhafter,  
viel stärker sein, als nur gestählt und kühn.

Eh sie nicht sind, wird keines Volkes Blüte  
von Dauer leuchten in der dunklen Welt,  
weil nur das herbe Heldentum der Güte  
den Lebensboden aufpflügt und durchquellt.

Der Feldherr hebt das Leid nicht aus der Angel,  
des Siegers Lachen heilt nicht Hass noch Harm.  
An stolzen Helden hat die Welt nicht Mangel:  
An großen Gütigen sind wir viel zu arm!

[13]

*Ich kann nicht*

Ich kann nicht immer im gleichen Schritt  
wandern im Zuge der Massen.  
Mir geht eine kleine Verheißung mit,  
die sich nicht fügt in die Gassen.

Ich kann nicht immer nur Brücken bau'n,  
zu fühlen, wie's jenen zumut' ist.  
Möcht manchmal allein in den Himmel schau'n,  
weil ich glaub', dass alleinsein sehr gut ist.

Das Wandern und Leben Reih an Reih  
mag recht sein im Alltag der Herden,  
doch die Besten werden vielleicht dabei  
um ihr Bestes betrogen werden.

Denn Gleichsein lässt sich gebieten nur,  
wenn die Reichsten an Geist und Gemüte  
aufgeben ihre ureigenste Spur,  
ihre Träume und ihre Güte.

Es wachsen zu vielerlei Seelen hier  
im Sternlicht und Regengerinnsel.  
Drum kann ich nicht immer fühlen: „wir“,  
Ich fühle im tiefsten als Insel.

[13]

*Nicht daran denken*

Nicht dran denken, dass jetzt irgendwelche  
Kindesinbrunst kein Wohin mehr hat!  
In das Reich der Einhorne und Elche  
brach das Häusermeer der breiten Stadt.

Nicht dran denken, dass der trüben Dünung  
ausgeliefert sein wird, was man liebt,  
dass jetzt Knaben, glühend in Erkühnung,  
zu Bewährung auszieh'n, die's nicht gibt!

Nicht dran denken, dass sie Waffen sammeln,  
edles Herz in schwere Rüstung hüll'n,  
und Gelübde und Gebete stammeln,  
die sich nie und nirgendmehr erfüll'n!

Parzivale irr'n durch tote Nächte,  
zu enttäuscht um wieder Tor zu sein.  
Nicht dran denken! Wenn man daran dächte  
eh man einschläft, schlief man nicht mehr ein ...

[13]

*Das Lied vom deutschen Dichter*

Ich singe ein Lied, das euch nicht gefällt,  
das Lied vom deutschesten Dichter.  
Er geht durch die Welt und er geht aus der Welt  
viel schwerer als ihr und viel schlichter.

Ich weiß, ihr werdet es missversteh'n  
dies Lied von Geleucht und Misslingen.  
Weiß nicht wozu und weiß nicht für wen.  
Ich weiß nur: ich musste es singen.

Er fragt nicht, was ihr zu hör'n gedenkt,  
ob heiter, ob heldisch heut Mode,  
er singt was ihm selber die Seele verbrennt,  
die nachterschütternde Ode.

Er bleibt im Dunkel, bestürzt und versehrt  
von des Daseins unsäglichem Jammer,  
ihm dünkt das Geringste der Liebe wert,  
doch die Welt eine kalte Kammer.

So lebt er sein Schicksal, zerquält und zerfleischt  
in Wahnschuld, wie ehemals die Geißler,  
verheißend, wie es sein Herz erheischt,  
den ewigen Mythos der Meißler ...

Ich weiß, ihr hörtet dies Lied nicht gern,  
weil's nicht leichter klang und nicht lichter.  
Doch das Ziel ist fern und ein dunkler Stern  
ist die Welt einem deutschen Dichter!

[13]

### *Klage*

Ach, dass wir ohne Götter leben mögen  
ist unser Unheil! Unaufhaltsam fällt,  
was sich nicht aufbäumt, in entsetzten Bögen  
zum Bau der Kuppel oder Brücke hält.

Ach, dass man so erwachsen und so leer ward,  
Verhang'nes abzutun als Spiel und Spuk,  
zu glauben, ohne unsichtbaren Heerwart  
käm' je zu Sieg der kühnste Heereszug.

O, wieder Heimdalls bangen Hornruf hören!  
Um Baldur trauern und dass Hödur blind!  
Anstatt dass wir in selbstgefäll'gen Chören  
hinausschrei'n wie wir unverwundbar sind!

Wir brauchen Götter mehr als Speer und Speisung.  
O, dass wir wieder fühlten, was uns fehlt,  
und weder Unterhalt noch Unterweisung  
Ungöttliche zu einer Hochtat seelt.

Die Ew'gen kränkt Verrat nicht, das ist sicher,  
nicht Preis noch Hohn trübt ihren Harfenstrich;  
ihr Tag blüht Frühling; – nur für uns erblich er.  
Uns klag ich an! Ich klag um dich und mich!

Wir wurden klug und klüger, nur nicht weise,  
an Schmuck bereichert, an Gemüt bankrott,  
steh'n wir am Ende der Entdeckungsreise.  
und wünschen gar: wir überlebten Gott!

— — — O, wieder wahrhaft in die Kniee fallen  
vor dem, der Menschenschritt erweckt und schränkt,  
begreifen wie zum Aufbruch zu Walhallen  
sich Held und Ross an scheuer Quelle trinkt!

Hochauf reißt Wodan seinen Wolkenschimmel,  
braust uns voran, — wie klein liegt Turm und Berg!  
Wir *brauchen* Götter! Fernen, hohen Himmel!  
Wer nur die Erde braucht, bleibt — Zwerg!

[13]

*Gute Gewissheit*

Wenn wir uns einsamst deuchten,  
manchesmal es geschah,  
dass wir dem Fensterleuchten  
unseres Ursprungs nah.

Dunkel und Dickicht böschten  
lang meiner Wege Lauf,  
Lied eines Frühverlöschten  
hellt sie jäh in mir auf.

Gruß eines kaum Bekannten  
kommt als Geschenk zu mir,  
Wort eines Gottverwandten,  
der nach ihm ausschaut hier:

Gute Gewissheit im Schreiten,  
wenn uns das Grau umstiebt,  
dass es noch einen Zweiten,  
der sich hier fremd fühlt, gibt!

[13]

STATIONEN DER WANDERSCHAFT

*Fremde Stadt*

Fremde Stadt im Abendwerden,  
die des Schnellzugs Pfeil zerteilt.  
Straßen wie mit Fluchtgebärden,  
kaum erschlossen, schon enteilt.

Russ'ger Häuser Küchenfronten,  
Wäsche – überhängter Strick,  
Fenster, die nie lächeln konnten,  
starr'n uns nach mit hohlem Blick.

An plakatbefleckten Wänden  
enger Höfe ein Balkon:  
aus erhobnen Kinderhänden  
löst sich rot ein Luftballon.

Hinter schweren Rauchstandarten  
hie und da ein erstes Licht.  
Dort ein Baum, ein kleiner Garten  
mit entstelltem Angesicht.

Schenken, – Speicher, – Nachtasyle,  
schon von Dunkelheit umklemmt.  
Fremde Stadt – – – Wes Reiseziele  
sind nicht dunkel und nicht fremd? –

[13]

*Wetzlar – Kleine Goethestadt*

Breiter Markt um den Brunnenstein,  
Efeu um Domes Wände.  
Hier muss Lieben viel leichter sein,  
fast schon Teil der Legende ...

Über den Gässchen das schmale Haus,  
zwischen Gärten verborgen,  
staunt mit schüchternen Augen hinaus,  
gestern und heute und morgen.

Blutrote Blätter Jahr um Jahr  
liegen auf Schwelle und Borden.  
Aber die Liebe, so blass sie war,  
ist unsterblich geworden ...

[13]

*Abend in Friedberg*

Mein kleines Friedberg geht schlafen,  
nur die Laternen sind wach.  
Die schmalgesichtigen Häuser  
lehnen sich Dach an Dach.

Die Schwermut der schwarzen Türme  
scheint zum Schweigen gebracht.  
Auf Teich und Wiesen gleitet  
die Nebelschlepe der Nacht.

Der nahen Taunuswälder  
Atem weht traumesmatt.  
– Hell glitzert Nauheim herüber,  
die schöne, schlaflose Stadt – –

[13]

*Loreley*

Durchs Tal im verdämmernden Tage  
zieht Schiff und Nachen vorbei;  
Hoch oben in Sonne und Sage  
grüßt lächelnd die Loreley.

Sie hat in undenklichen Zeiten  
verzaubert der Schiffer Sinn;  
die Wellen, die Jahre entgleiten,  
ihr Zauber glitt nicht dahin.

Sie winkte Fischer und Fährmann,  
ihr Haar floss hernieder wie Gold –  
es war, als träume, als wär' man  
ihr eigen, ihr hörig, ihr hold ...

So manchen verschlug sein Verlangen,  
dem Strudel, der Klippe zum Raub;  
sind viele zu Grunde gegangen  
– nicht nur zwischen Koblenz und Kaub ...

Liebkosend raunen die Wellen  
des Rheins an Planke und Wand.  
Hoch über Schroffen und Schnellen  
sang sie was keiner verstand.

Singt sie bald lockend, bald leise  
mit Lippen wie Abendrot  
die süße, die ewige Weise  
von Leben, Liebe und Tod ...

Wir lauschen, wir fahren, wir wandern  
im Dunkel der Strömung vorbei –  
von einem Jahrtausend zum andern  
grüßt lächelnd die Loreley ...

[13]

*Kleine deutsche Stadt*

Hier, meint man, muss der Tag so friedlich steigen  
wie über Zaun und Ziegeldach der Rauch.  
Und muss die Nacht sich in die Herzen neigen  
wie an das Fenstersims der Blütenstrauch.

Die Gassen drängen, übergurr von Tauben,  
sich fromm zum Kirchenplatz und Turmportal.  
Hier muss es leichter sein an Gott zu glauben,  
von ihm bewacht bei Werk und Traum und Mahl.

Hier müssen Kinder vor den Stufen spielen  
besonnen und sangfroh, ohne Neid und Groll,  
mit hellen Augen und mit hellen Zielen,  
so überschwänglich wie man Kind sein soll.

Hier müssen Männer ihren Grund bestellen  
und mehr erstreben als ihr täglich Brot.  
Ihr Blut muss von den blauen Wälderwellen  
durchrauscht sein und von Wolken überloht.

Hier müssen, meint man, Menschen nachbarlicher  
und besser als im Rausch der großen Stadt  
durchs Leben gehen, ihres Weges sicher,  
weil jeder Gott in seiner Nähe hat.

[13]

*Mödling bei Wien*

Heimat meiner Kinder: Wiener Wald!  
Weinberghänge, Schluchten, schwarze Föhren –  
Gut hier sein für sie, die hergehören,  
wo viel Sonne jede Saat entgalt.

Zu der Leithaberge blassem Blau  
greift der Ausblick übers Großstadtbecken;  
dunstumflimmert sich die Dome recken;  
Karl und Stefan, Turm und Kuppelbau.

Aus den Schlössern Lust und Leichtsinn äugt;  
Dach an Dach presst sich an schroffe Klause –  
Gut hier sein für sie, die hier zu Hause,  
wo die Erde Rausch und Reife zeugt.

Herden grasen über steilem Hang.  
Graue Burg ragt über lila Heide,  
wo schon Walther von der Vogelweide  
seine Lieder in die Täler sang.

Fels und Ebne küsst der Abend weich;  
hoch im Herbstglanz schweben Falk und Kranich –  
Hinter tausend andern Ebenen ahn ich  
*meiner* Heimat einsames Reich.

Land, um das mein ew'ges Heimweh kreist ...  
Ach, zur Zeit der großen Kranichzüge  
überwältigt mich das Ungenüge  
alles dessen, was man „Heimat“ heißt –

[7, 9, 13]

*Land um Wien*

Hunderttausend gelbe Häuser kauern zwischen grauen Gräsern, Zaun  
an Zaun,  
staubige, plakatbefleckte Mauern. Sonne brütet Haut und Halme  
braun.  
Über flachen Simsens blenden Polster. Fenster klirr'n im Takt des  
Straßenzugs.  
Kinderblick erdunkelt schon in vollster Reife lüstern über niedrem  
Wuchs.

Buntzerstücke, ruhelose Flächen: Rebengärten, Ackerstreifen, Busch –  
enges Durcheinander wie der frechen Spatzen Spiel im weißen  
Staubgedusch.  
Frühgealtert, scharfen Munds, gleich Greifen, lehnen Menschen  
überm Brunnenstein;  
ob sie feilschen, lachen oder keifen, immer klingt's ein wenig wie  
Gegrein.

Bäume werden hier nicht hoch, die alten steh'n wie unerwachsen oder  
krank,  
dürren Arms, den sie gebreitet halten über Tisch und Wein und  
Wirtshausbank.  
Träge treibt die Donau ihr Gewässer, trüb von vieler Gossen Schlamm  
durchspült.  
Lebt und trägt sich Tiefes doch viel besser, wenn man's überplätschert  
statt erfüllt!

Sonne brütet hunderttausend Dächer. Wien fließt über ins zerfranste  
Land,  
das, gleich flitterbunt besticktem Fächer, sich entrollt in Tändelei und  
Tand. –  
Zeitvertreib, den sich aus irgendwelchen Launen jemand,  
leichtgelaunt, ersann –  
Nur kein einz'ges unberührtes Stellchen, wo man sonntags Gott  
begegnen kann!

[13]

*Siebenhirten*

Nur im Namen ist noch Halm und Strauch  
und der Heugeruch von Wiesenrainen,  
unter Sternen, die sehr nahe scheinen,  
kleiner Hirtenfeuer dünner Rauch.

Nur im Namen ist noch Unterkunft  
für die irisblauen Frömmigkeiten;  
Hügelhorizont nach allen Seiten  
und der Herde traute Unvernunft.

Vorstadt Wien's: verstümmelt und missbraucht,  
die nicht Baum noch Traum, noch Gott mehr leidet,  
wo sich Kind und Greis kaum unterscheidet,  
von geschwärzten Schloten überrauht.

Nur der Name lässt sich nicht verzerr'n,  
lächelt lebenslänglich den Verirrten,  
den Entarteten, Ins-Joch-Geschirren –  
Nur im Namen ist für sie noch Stern:  
„Siebenhirten“.

[12, 13]

*Wienerwald-Dörfer*

*1 Weissenbach*

Man glaubt gar nicht, dass hier Sünde  
und Sorge zu Haus sein kann.  
Weiß über die Wiesengründe  
blinzelt das Dorf dich an.

Wie Kinder lachen und weinen  
in flüchtigem Eigensinn,  
so einfach, möchte man meinen,  
läuft hier das Leben hin.

Es fragt nicht nach irgendwelchen  
Gefahren und Gütern drauß'.  
Still blasst im kleinen Kapellchen  
ein Wiesenblumenstrauß.

Doch jeder Festtag erneuert  
das welkende Himmelblau;  
die Fliesen sind blankgescheuert,  
so will es die Liebe Frau.

Durch rostige Gitter strahlt es –  
Baumschatten umspielen leis'  
ihr gipsernes buntbemaltes  
Gesicht, das vom Leben nichts weiß ...

*2 Heiligenkreuz*

Weißer Kutten in den klosterkühlen  
Wandgängen um den Säulenstein.  
Frommer Weihrauch über Chorgestühlen.  
In den kalten Kellern heißer Wein.

Neugier drängt sich vor den dicken Mauern.  
Gasthoflachen klirrt und Tellerstoß.  
Auf den Äckern ernten schon die Bauern  
Korn aus benedeitem Erdenchoß.

Kleiner Laden gleißt von Amuletten,  
Glas und Perlenkranz, Gerät und Ring.  
Gelbes Feld vor blauen Bergeskette –  
Dort die Straße biegt nach Meyerling.

Stiller Friedhof: über regungslosen  
Kreuzen gaukeln Falter hier und da.  
Blutrot überschütten wilde Rosen  
schmales Grab: Maria Vetsera ...

### *3 Fronleichnam in Grub*

Alle kleinen Mädchen wandeln weiß,  
feiertäglich schwarz die alten Bauern.  
Zweimal um die kahlen Kirchenmauern  
macht der Umgang langsam seinen Kreis.

Jedes Gärtlein gab für den Altar  
gern sein Bestes her: Gebrochne Herzen,  
Laub und Lilien, und in langen Kerzen  
brennt was man ersparte dieses Jahr.

Wunder ohne Tod ... Die Wandlung schellt  
und vom Turm herab frohlockt's: Fronleichnam!  
Weißt du nun, woher sich Gott sein Reich nahm  
hier im Dörflein – in der ganzen Welt ...?

### *4 Abend in Sittendorf*

Hier am Zaun auf diesen sonnenwarmen,  
runden Balken muss gut sitzen sein,  
wenn die Frauen mit verschränkten Armen  
sich versammeln um den Brunnenstein.

Hinterm Kirchlein, in den Kirschbaumästen  
hängt die honiggelbe Sonnenfrucht.  
Hühner gackern über Nachtmahlresten,  
vor dem nachbarlichen Flock auf Flucht.

Breites Stalltor harrt der satten Kühe,  
Kinder kräh'n aus offnem Fensterspalt.  
– Gut hier sitzen nach des Werktags Mühe,  
zwischen Volk und Gott und Wienerwald.

Und bedenken dieser Erde Sehnen,  
Heut und Morgen, was gering und groß ...  
oder besser: still zurück sich lehnen,  
ganz besonnen und ganz gedankenlos ...

### *5 Sparbach*

Jetzt sind die Wälder voll von reifen Beeren,  
bis auf den Friedhof droben brennt es rot.  
Wer will den Kindern süße Ernte wehren  
am grünen Grabrand über stillem Tod.

Die Größeren entziffern auf den Steinen  
vertraute Namen, die man rings noch trifft:  
„Dein Ahn“, „Mein Ohm“, erklären sie den Kleinen.  
Zehn Kreuze abseits tragen fremde Schrift.

„Hier pflückt Ihr nicht!“ – Wie heiß der überreifen  
Wildbeeren Duft aus nacktem Grabsand stieg!  
Die Kleinen schau'n, begreifen nicht – –, begreifen ...  
Es ist ja Krieg – –

[13]

*Abend am Kulm*

Violetter Berg im Abendhimmel  
über weiter, weiter Hügelfront,  
Lämmer zieh'n und zahme Wolkenschimmel  
still zum wiesengrünen Horizont.

Schau und Schicksal scheinen ohne Grenze,  
hunderthüblig liegt die Oberpfalz,  
wie berauscht von ihrem eignen Lenzen,  
an der rauhen Brust des Böhmerwalds.

Unser Schatten wirft sich übertrieben  
groß auf Täler, die man nie betrat.  
Was ist Größe? Was wir sind und lieben  
bleibt wie Blick: wem dient er, wenn er naht?

Unsichtbares wird vor Untergängen  
sichtbar im kristallgewordenen Tag.  
Hinter Kuppen, Waldungen und Hängen  
steigt vinetaulich das goldne Prag.

Nach den Wiesen mit den Wolkenschimmeln  
zieh'n Gedanken, zeitlos überm Wind,  
Sage silbert aus verlornen Himmeln;  
dass selbst Menschen unverlierbar sind ...

Wird uns wirklich näher und verwandter,  
was der Blick erreicht, umschließt und eint?  
Fern im Tal geht uns ein unbekannter  
Schatten mit, der unser Schatten scheint ...

[13]

*So ist das Leben*

So ist das Leben: ein Mann hinterm Pflug,  
überm Ochsengespann der Waldberge Zug;  
das Eisen schartig und steinig der Grund,  
der Pflüger hat Zorn um den harten Mund.  
So ist das Leben.

Im Stalltor unter dem Schwalbennest  
hält ein Bursch das entschlüpfende Mädels fest;  
und die Nesseln brennen an brauner Haut,  
die Turmuhr schlägt ... Brennt das Blut so laut?  
Ja, das ist Leben.

Aus dem Giebel, wo sie für Fremde näht,  
die lahme Näherin niederspät,  
auf Acker und Stall und Marillenbaum ...  
Kein Glück, kein Schicksal, nicht mal ein Traum –  
So ist das Leben.

[13]

*Burkhardsreuth*

Das ist die Glocke von Burkhardsreuth –  
fällt Abend über die Flächen.  
So hörst du ihr kindliches Geläut  
durchs Dunkel mit Jemand sprechen.

Du meinst, sie rede von dir, von dir,  
von ungebeichteten Dingen ...  
Gilt unser einsames Wandern hier  
nicht mehr als beichten und singen?

Das sind die Lichter von Burkhardsreuth –  
du meinst dich im Nebel verloren –  
dein Glück erloschen, dein Werk verstreut,  
und das Beste blieb ungeboren.

Die Lichter warten auf dich, auf dich,  
am Fuße der Wolkenhügel –  
so grüßten im Ehemals inniglich  
zu Hause die Fensterflügel ...

Das ist der Priester von Burkhardsreuth,  
er hat – (so seltsam sind Hände!),  
was einen Frühling ihn tiefst gefreut,  
begraben vor Frühlingsende.

Es war im goldgrünen Dazumal –  
nun weiht er sich ernsteren Dingen.  
Doch weiß er den Kindlein im Waisensaal,  
wie kein anderer Freude zu bringen.

Das ist das Geheimnis von Burkhardtsreuth  
– und Jahre und Wolken verschwanden –  
Du meinst hier sei Jesus Christus heut  
für dich vom Tode erstanden.

Du meinst es zähle bei Irgendwem  
nicht nur was wir sichtbar erwarben ...  
Sind bloß die Kindlein von Bethlehem  
*für* Jesus Christus gestorben? ...

[13]

## *Erde*

Erde, wo immer, war Heimat von Irgendwem,  
der diesen Brunnen geliebt, diese Giebelhöfen ...  
Allerorts reden die Steine vom Ehedem –  
Liegt es an uns, wenn wir ihre Sprache nicht hören?

Heimat lässt nicht sich erwählen wie ein Gewand,  
breiten sich noch so lockend die reicheren Säume –  
Wir doch gehören für immer dem ernstesten Land  
unserer Kindheit, unserer Gräber und Träume ...

*Einer* Erde sind Teil wir und wesensgleich,  
*eine* nur elterlich ist uns zu lieben erbötig.  
*Alle* Erde ist Anteil am Himmelreich,  
Acker und Erbhof, und hat unsre Liebe nötig.

Erde ist nie so fremd, dass wir nicht ihr Freund  
würden im Grunde, der aller Tiefen Vollendung.  
Erde, wo immer Sonne sie auftaut und bräunt,  
wartet auf Saat; und Saat-sein ist unsere Sendung.

Erde ist nie ohne Dank und so dürftig nie,  
dass sie nicht Zukunft trüge dem Überwinder.  
Erde musst du erdienen, dann darfst du sie  
küren zur *Mutter* Erde für deine Kinder – – –

[13]

VERSE

*Was wir in Versen begraben*

Was wir in Versen begraben,  
Herzleid, das nie verloht,  
was wir verheimlicht haben,  
halten die Leute für tot.

Singen paar gleitende Zeilen  
Abschied und Wanderschnitt,  
aber die Schmerzen weilen,  
die man beim Fortgeh'n litt.

Krönt eine kühne Ballade  
Freundschaft durch Ruhm und Gram,  
aber ein ewiges Schade  
stöhnt um den Freund der nicht kam.

Horsam dem Auftraggeber  
Sargten wir Schrei und Brand,  
aber die Welt sieht die Gräber  
an als ein Gartenland.

[13]

*Bisweilen*

Bisweilen bin ich sehr frank und sehr stark  
und spotte der Nörgler und Tadler  
hinbrausend über Gehöft und Gemark  
im Hochmut der Königsadler.

Bisweilen hemmt mich nicht Heim noch Herz,  
– wie tief liegt die Hürde der Kälber. –  
Ich werf' meine Wünsche mondaufgangwärts  
und überrage mich selber!

Bisweilen lacht Gott mich vertraulich an,  
lässt mich Lichtschau und Schöpferlust teilen;  
Ich frohlock, dass es allzeit so bleiben kann,  
ohne Abkehr und Absturz – – – bisweilen ...

[13]

*Ich wollte allen helfen*

Ich wollte allen helfen, die ohne Mutter sind.  
In ihren müden Stunden sind alle Menschen Kind.  
Ich wollte, sie zu trösten, ersinnen solchen Reim,  
der Last und Herzleid löste, als wären sie daheim.

Ich wollte ihnen allen vorsingen fromm und froh  
ein wenig von der Seele des Fra Angelico,  
vom Märchen Melusine, der Liebe, die nie schied,  
ein wenig Barkarole, ein wenig Wiegenlied ...

Ich wollte Mutterlosen, – ach, ihrer sind so viel –,  
in jungen Wagnut helfen zu Obdach oder Ziel.  
Ich hatte viel zu wenig durchlitten und vermisst –  
Ach, dürft ich *einem* helfen, der ohne Mutter ist!

[13]

### *Fernrohre*

Im Himmelsraum der Kälte und Kometen  
entdeckt dein Herz nicht Torweg noch Beschluss.  
Fixsterne wandeln sich, die scheinbar Steten,  
unsäglich tot dünkt dir der Sirius.

Durchs Fernrohr nur verschenkt sich dir vom großen  
Geheimnisvollen, sonst so furchtbar fremd,  
ein wenig Deutung: Abglanz, der beim bloßen  
Hinaufblick dich unfasslich überschwemmt.

Aus wirren Strichen auf der Himmelskarte  
erfasst du, wie verloren man hier kreist,  
erst im Ersteigen einer Sternewart  
vermählt sich Atem, Ewigkeit und Geist.

Vom Land der Amseln und der Antilopen,  
wo Menschen murren und Maschinen surr'n,  
führt uns der Blick aus großen Teleskopen  
zu Jupiter und Perseus und Saturn.

Ein Nebelfleck löst sich in aberhundert  
Weltkörper auf, unzählbar, doch gewiss,  
wie man am Tag, beglückt und jäh verwundert,  
Gestirne schaut – bei Sonnenfinsternis!

Unendlichkeit! Planeten und Plejaden,  
Milchstraße, gangbar ob auch lichtjahrfern,  
verwandt, verbunden schmalen Menschenpfaden,  
der Glanz der Leier unsrem schwarzen Stern!

Auf dass wir manchmal aus dem Dunst der Erden  
erlöst erkennen unbekanntes Licht  
führt uns ein Fernrohr, – solch ein Fernrohr werden  
aus dunkler Tiefe möchte mein Gedicht!

[13]

*Sprach die Mutter*

Sprach die Mutter, da ich Fragen stellte:  
„Wenn du groß bist, wirst du es versteh'n.“  
Kindheit welkte, Jugendsturm verwellte  
und die Sonne glüht im Niedergeh'n.

Ob, was damals mir so unbegreiflich,  
dann begreiflich ward, ich weiß es nicht.  
Wer erwachsen, überlegt sich reiflich  
eh er Tempel auftürmt und zerbricht.

Da mich meine Kinder nun bedrängten  
mit dem Ungestüm: „Warum? Für wen?“  
Fand ich selber Ausflucht im verhängten  
Trost: „Wer klein ist, kann es nicht versteh'n.“

Kinderschmerz verebbt in Jugendstürmen,  
Grau und Gram und Größe rauscht vorbei,  
Doch zum weisen Rundblick von den Türmen  
wird der Aufstieg selten für uns frei.

Manchmal doch in Neid und Niederlage  
dieser schalen Welt will es gescheh'n,  
dass ich tröstend zu mir selber sage:  
„Wenn Du größer bist, wirst Du's versteh'n ...“

[13]

*Andrem Wegziel zu*

Meine Kinder blicken scharf und klar  
andrem Wegziel zu als ich's erstrebte.  
Was ich für sie und vor ihnen lebte,  
hält ihr junger Hochmut kaum für wahr.

Was ich schenkte, ward im Wind verspielt,  
wie die Trostgespräche all der male,  
da ich ihre fieberheiße, schmale  
Hand bei Nacht in meinen Händen hielt.

Meiner Kinder Blick geht ungehemmt  
über mich hinweg und ohne Schonung.  
Ihre Liebe wohnt in andrer Wohnung,  
mir unsäglich ungewohnt und fremd.

Was mich einsam machte, macht sie reich,  
was ich fürchte, wird sie nicht erschrecken.  
Wo mein Glaube sich gestützt auf Stecken,  
stürmt ihr Glaube über Dorf und Deich.

Meiner Kinder Blick freit hell und frank  
um die Herrschaft mir verschlossner Weiten.  
Meine Kinder lassen sich nicht leiten.  
Gott sei Dank!

[13]

*Niemand*

Niemand wird, wenn du ausziehst zu deinem Ziel,  
mit dir ziehen, mein Junge, das weiß ich sicher;  
fordert dein Kampf doch vertrauender Treue viel.  
Kluge verschanzen daheim sich mit Spottgekicher.

Niemand wird mit dir danken, wenn über dem Saum  
wogender Steppe dein Auge ein Lager sichtet,  
wenn zwischen Wolke, Liane und Urwaldbaum  
jäh dir zuhaupte sich wegweisendes Sternbild lichtet.

Niemand wird mit dir trauern am Totempfahl  
um den zersplitterten Stolz der gebrochnen Stämme.  
O du verlorene Liebe! Wie eisig kahl  
recken durch nüchterne Zeit sich die Felsenkämme!

Niemand wird mit dir wachen am Feuerstoß  
durch deine Nacht voll Enttäuschung und Wolfsgefunkel.  
Niemand erfahren, ob du zerstört oder groß  
aus der Enttäuschung hervorgehst ins weitre Dunkel ...

Niemand vertraut einem Toren. Besinn dich, Tor,  
ob du allein und ohne Vertrauen besteh'n kannst. –  
Niemand? Du siehst sie nur nicht, die nach und vor,  
fern dir mitauszieh'n –, wie du auch mich nicht seh'n kannst.

[13]

*Dies hab ich gemeint*

Liebe, unbeschränkt von Maß und Zwang,  
adelt sich im Übermaß gerade.  
Aber ahndet nicht die Iliade  
ahnungslos der *Sieger* Niedergang?

Liebe! – Viel zu leicht erfüllbar scheint  
sie den meisten Müttern und Ermahnern.  
Aber: zu betrogenen Trojanern  
sich bekennen! Dies hab ich gemeint.

Wo auch immer Größe in Gefahr –  
reck dich, Recke! Sehn dich, junger Sehner!  
Denn der beste Grieche ist nur jener,  
der nicht nur der beste *Grieche* war!

Leichte Liebe, leichten Sieg vergibt  
dir kein Gott! – und einmal irgendwo ja  
treibt das Schicksal jeden vor ein Troja  
– ob er's überlistet oder – liebt ...?

[13]

## SCHICKSALE UND TRÄUME

*Annette im Rüschaus*  
*Tagebuchblatt*

Vor meinem Fenster schauern, schwer von Feuchte,  
die breiten Eichen. Dämm' rung liegt auf mir.  
Jetzt würde manchem grauen, doch mich deuchte  
nichts Lieb' res je als: hier zu sein, nur hier!

Mein Rüschaus unter dunklen Wolkenfetzen,  
die jäh ein Guckloch Himmelsgrün enthüll' n:  
Gott lässt durch Menschenhand uns tief verletzen,  
um desto sanfter uns mit sich zu füll' n.

Mein Rüschaus, Wälder trennen dich und Riede  
vom Leben, das gelächert, liebt und lärmt.  
Doch *deine* Stimme wird in mir zum Liede,  
und benedeit worum ich mich gehärmt!

Der Freund versagte – , o, wie sehr es schmerzte ...  
Bleib ungeweint, versagtes Lebensglück!  
Für das, was ich aus meinem Schicksal merzte,  
fand ich mich selber größer doch zurück!

Gott – du – und ich, mein Rüschaus: ein Beisammen  
in Freundschaft, die sich Fruchtbarkeit erstritt.  
Die Wälder schauern – , blaue Irrlichtflammen  
weh' n übers Moor – , wir aber steh' n zu Dritt!

[14]

*So träumten sie beide*

So träumten sie beide ihr grünes Heim:  
Die Fenster in Bäumen verborgen,  
und der Seewind summt mit heldischem Reim  
um die Giebelmauer am Morgen.

So träumten sie ihr erkämpftes Glück:  
nach des Tages Gewerk und Gewander  
zu durchfliegen abends ein goldenes Stück  
vom Himmelshochland selbänder.

So träumten sie ihr geliebtes Kind,  
das adlige, freie und reine:  
verschwistert dem Wald und dem Wild und dem Wind,  
und vertraut mit den Runen im Steine.

Das Glück, und das Kind mit dem weichen Haar,  
und das Haus von Wildwein umwunden,  
so still es war und so klein es war –  
auf der Welt hat es Raum nicht gefunden.

[14]

*Ein Schicksal: Liebe in drei Bildern*

*1 In Pastell*

Garten in schwellendem Grün, schwingende Hängematte.  
Auch, dass die Blumen *so* blüh'n, lang er vergessen hatte.

All was im Dunkel geschah: Niederlage und Glaube,  
löst sich im lächelnden „Ja“ sonnendurchlächelter Laube.

Stunde im seligen Grün, die erst der Ewigkeit Sinn gibt ...  
Ach, dass die Blumen *so* blüh'n ... ach, dass sich eine *so* hingibt ...

*2 In Kohle*

Sprach er: „Ich such deine Seele.“  
Sprach sie: „So nimm meinen Leib.“  
Er trank mit verdorrter Kehle:  
Ihr war es ein Zeitvertreib.

Sprach sie am Torweg: „Ich scheid;e;  
wie waren wir selig bei Nacht!“  
Sprach er: „Ich hasse uns beide  
für das, was uns selig macht!“

*3 Scherenschnitt.*

Er hob das kampffurchte Angesicht,  
hob Wunsch und Arme hoch nach höh'rem Ziele.  
Auf ihrem süß sich neigenden Profile  
lag seine Sehnsucht wie ein Glorienlicht.

Und als die andern drängten zum Altar,  
sie salben mit dem Duft von Öl und Rose,  
schlug ihn sein Blut mit Blindheit. Und der Mose  
in ihm zerbrach, was in ihm Mose war.

[14]

*Sag ihm*

Wenn ich mein Kind nicht mehr erleben kann  
und nicht ihm zeigen, was *mir* Licht gezündet,  
so lehr es daran denken dann und wann,  
wozu mein Weg in seinen Weg gemündet.

Wenn schwer der Abend eure Stuben schwärzt  
in deine Hand nimm seine kleinen Hände:  
dies ist die Zeit, wo alles tiefer schmerzt,  
die Zeit für Gott und Wintersonnenwende.

Sag meinem Kind ein gutes Wort von mir,  
wie ich's erbetete: dass es in Liebe  
ein Freund sei jedem obdachlosen Tier  
und jeder Seele, die sonst freundlos bliebe.

Sag ihm, dass nichts verloren geht was liebt,  
vom heil'gen Andern sag ihm, ohne Namen,  
und dass es keine größte Wahrheit gibt  
als die, dass weltwärts wir zum helfen kamen.

Sag, dass es Türme überschauen soll,  
weil unser Ziel nicht liegt auf dieser Erde,  
vielleicht auch sag ihm, dass ich sehnsuchtsvoll  
auf sein Gebet allabends warten werde.

Sag ihm, dass Totsein nirgend ist und nie,  
dass sich's nicht fürchte vor der ohnmachtstillen,  
gewalt'gen Nacht, in die ich ging – – in die  
sich's leichter geht um eines andern willen –

[14]

*Gute Nacht, geliebter kleiner Schläfer*

Mancher meint: nachdem von uns genommen,  
was das Herz als hellstes Glück bewacht,  
sollten wir doch wieder tanzen kommen,  
weil die Welt noch immer blüht und lacht.

Weise Sprüche, traute Weisen tönen,  
Trostgedanken träger Denker sind's.  
– Nie und nie kann sich das Herz gewöhnen  
an die Todeskälte eines Kinds.

Namenloses Grab im Waldesmoose,  
grün und weiß bedeckt's dich, Schicht um Schicht;  
Kiefern sinken, nur die namenlose  
Sehnsucht stillt ihr Äolsrauschen nicht.

Gute Nacht, geliebter kleiner Schläfer ...  
Ach, allnachts, Jahrzehnt noch um Jahrzehnt,  
denkt man's, sternlos, denkt es wenn der Schäfer  
Mond an fernen Wolkenhügeln lehnt ...

Zeiten zieh'n, gesegnete und karge,  
was sie fordern, unser Schicksal zollt's.  
Liegst du gut in deinem Kindersarge?  
Kindersärge sind ja nicht aus Holz ...

[14]

*Geschwister-Ballade*

So wirst du, (weil nach ewigen Beschlüssen  
am meisten leidet, wer am meisten liebt.)  
mit deinem kleinen Bruder wandern müssen  
durchs Fremdland, wo es keine Zuflucht gibt.

Wirst anseh'n müssen, wie er, abgemagert,  
zur Weihnacht friert, im Mai vor Durst verdorrt;  
erschreckt ihn hochzerr'n, kaum, dass ihr gelagert:  
– „Ich höre jemand, komm, wir müssen fort!“

Und seine kleinen klammen Finger fühlen  
in eigner Hand, die doch nicht wärmen kann;  
vorbei an feisten Höfen, hellen Mühlen,  
und untertauchen in den schwarzen Tann.

Und hören, wie er tröstlich dir versichert:  
„Ich bin nicht müde, – hier gefällt es mir ...“  
doch gierig hinkniet, wo ein Bächlein kichert,  
und Beeren sucht, und fragt: „Wo rasten wir?“

Ihr werdet alles miteinander teilen:  
das Moos, das Mahl, die Missgunst Tag um Tag,  
die Hoffnung, dass dort hinter jenen steilen  
Gebirgen etwas Heimat liegen mag ...

Wachsein ist schwer: du wartest, dass es dämmert,  
horchst, wie die Angst euch gnadenlos umkreist,  
hörst, wie sein Herzlein an die Rippen hämmert,  
der Husten seine schwache Brust zerreißt.

Und endlich kommt ihr den Gebirgen näher.  
Wird Kinderglaube sie auch übersteh'n?  
Die matten Augen, sehnsüchtige Späher,  
erglüh'n in Glück: „Ich kann den Aufstieg seh'n!“

Ihr steigt. Ihr steigt. Er lächelt, – oder weint er?  
Bis in die Knochen beißt der Berglandwind.  
„Der Abstieg wird dann doppelt schön sein!“ meint er,  
und leis’: „– wann, denkst du, dass wir oben sind?“

Und dann ist bloß Geröll da – Steig und Mauer,  
Geröll als Bettstatt; – und nur Eis zuletzt.  
Und nichts, ihn einzuhüll’n, – sein dünner, grauer  
Herbstmantel ist seit Wochen schon zerfetzt.

Und dann --, ach, sprich nicht! Dann – in einer blassen  
Frostnacht ist er erfroren – – rühr ihn an:  
er rührt sich nicht. Man muss ihn liegen lassen  
und weitergeh’n –, allein – – wenn man es kann – –

[14]

*Die sieben Schwäne*

Sieben Schwäne kreisen über Tann und Tal.  
Märchen wissen vieles aus dem dazumal.  
Flücht'ge Flügelschatten zieh'n am Mond vorbei,  
über schwarzem Weiher gellt ein Schwanenschrei.

Sieben wilde Schwäne, die verwunschen sind,  
harren der Befreiung durch ein frommes Kind;  
ob die kleine Schwester, Stirnlein sterngekrönt,  
wieder sie dem Vater und dem Licht versöhnt.

O du Fluch von alters, o du finstren Bann:  
Menschenseelen zogen Schwanenhemde an.  
O du Schuld von alters: Liebe nicht genug –  
unstet musst du treiben, scheu wie Vogelflug.

Sieben Schwäne kreisen über Forst und Fels,  
fern dem süßen Raunen ihres Heimatquells,  
finden keine Lösung, seh'n nicht Nest noch Sinn,  
breiten schwere Schwingen, wissen nicht wohin.

Wilder Schwäne Schwester, Sternlein überm Haupt,  
klimmt durch Dornenschluchten, sucht und liebt und glaubt;  
schwirren die wirren Brüder noch so wirr und fremd,  
sie vom Bann zu lösen, wirkt sie Hemd um Hemd.

Märchen du, in tiefste Weltsicht eingeweiht,  
weißst um Tod und Leben: um Verwunschenheit!  
Dazumal wie heute Seelen irren im Wind ...  
Ob wir nicht im Grunde auch verwunschen sind?

[14]

*Gomez Pereira*  
(der erste Vivesektor)

In seiner Kammer, die fast Höhle war,  
Gewölbe, schwarz von Nacht und dunst'gem Grübeln,  
hing drahtumkrallt aus wirrem Spinnwebhaar  
die Lampe blakend über Herd und Kübeln.

Die Lider halbverquoll'n und schmalgeschlitzt  
stiert der Gelehrte in die grüne Lauge  
des Tiegels, drin ein Tier sich mählich hitzt,  
und gurgelnd brät mit qualverglastem Auge.

Aus Käfig und vergittertem Gelass  
rings winselt, wimmert Hunger und Entsetzen  
tierdunklen Blickes; zwischen Blei und Glas  
geklemmte Leiber, blut'ge Leichnamfetzen.

Des Arztes Hand greift Ganskiel und Papier,  
schreibt scharfgestochen: „Ergo keine Seele,  
wie ich's allhier beweise, hat das Tier!“  
Langsam verzischt im Tiegel das Geschwele. — — —

\* \* \*

O, wieviel mal muss, eh du dir entwuchst,  
dein Leib sich läuternd glüh'n zu neuer Ära,  
eh dir die Seele, die du lästernd schlugst,  
die eigne Seele dir verzeiht, Pereira!

[14]

*Ballade vom Hunde*

Er hatte keinen Freund im weiten Land,  
ein Hund nur folgte seinen müden Schritten.  
An viele Türen pochte seine Hand,  
um Arbeit oder Obdach zu erbitten.

Er war schon alt, und Altsein lastet schwer.  
Die Gassenkinder gafften in der Runde  
und sprangen spottend um den Krückstock her  
und warfen Steine nach dem strupp'gen Hunde.

Sie beide aber drängten sich zum Schutz  
eng aneinander, wenn die Steine trafen.  
Und waren sie auch sonst niemand nutz,  
sie waren eins des andern Heim und Hafen.

Man trieb sie fort von manchem stolzen Haus,  
der Gastwirt schalt: „Der Hund muss draußen bleiben.“  
Dann schlich sich auch der Wanderer hinaus  
in Regennächte oder Flockentreiben.

Still strich der Alte das zerzauste Fell, –  
Ach, Liebe mag viel Bitternis zu mindern.  
Und dankbar suchte ihm sein Wegesell  
manch harte Last und Lagerstatt zu lindern.

Und wieder ging ein scharfer Wind von Nord,  
der grimme Würger aller Heimatlosen.  
Und wieder stieß ein unerbittlich Wort  
den Hund vom Hofplatz in des Eissturms Tosen.

Sein Herr fand ihn verkrochen, halb erstarrt,  
im Gartenschnee an eines Steinwalls Grube.  
Die Gasthausfenster glänzten goldenhart,  
und manchmal scholl Gelächter aus der Stube.

Dann lauschten draußen an der Mauerwand  
die Beiden wie auf unbarmherz'ge Losung.  
Und zärtlich leckte seines Freundes Hand  
der Hund in letzter, wärmender Liebkosung.

So zitterten sie, Leib an Leib gepresst,  
und über ihnen stob der Sturmnacht Horde,  
Schneewehen wirbelten in wildem Fest,  
Dachziegeln schlugen klappernde Akkorde.

Und so erfroren sie, verschüttet tief,  
still Herz an Herz. – – – Und dann geschah es ihnen,  
dass eine Stimme sie beim Namen rief  
und Torwegslichter ihnen Willkomm schienen.

Der Mann, gewohnt, dass man den Hund vertrieb,  
weil er so struppig war, trat still zur Seiten,  
„Ich bleibe bei ihm, denn er hat mich lieb,  
und war mir treu in allen Einsamkeiten.“

Doch aus dem wunderhellen Herbergschein  
kam Antwort wieder, gute Vaterworte:  
„Grad um des Hundes willen soll es sein,  
um Eurer Liebe willen tretet ein!“  
Und breitauf stand des Himmels Heimatpforte.

[14]

*Rentierballade*

So sagt man, sei es mit dem Ruf des Meeres:  
Da jagt kein Rentier, das er nicht erreicht.  
Aufhorcht es einmal ozeanwärts und wär' es  
vielhundert Meilen noch entfernt vielleicht.

Es hebt sein Haupt, lauscht mit erschrockenen Augen,  
hin über Schneetal, Tundragras und Stein,  
und seine sehnsüchtigen Nüstern saugen  
Seewind und Salzgeruch und Ferne ein.

Wie wenn ein Tod es ford're und gefährde,  
wird ihm ein Grenzenloses jäh bewusst ...  
Und dann verlässt es die geliebte Herde  
und wirft sich dem Geheimnis an die Brust.

Kein Hügel hemmt es, weder Durst noch Darben,  
reifüberkrustet rast es, eisbehuft.  
Wie oft im Wechsel violetter Farben  
welkt Tag zu Nacht – die große Stimme ruft.

Es sterben viele Hungers, aber keines  
kehrt jemals um, eh es Gefolgschaft gab  
der Weisung, die es angeführt gleich eines  
allmächt'gen Hirten strenger Hirtenstab.

Durch Grüfte stürmt es um den Weg zu kürzen,  
in grünem Nordlicht über Grat und Spalt,  
– um endlich, endlich sich ins Meer zu stürzen,  
den tiefen Rausch ruhloser Urgewalt.

Aufsprüht der Gischt um heiße Flankenstöße,  
die Wasser brechen sich an breiter Brust.  
Ein Antwortschrei grüßt echolos die Größe  
und Einsamkeit in Leidenschaft und Lust.

So dies gescheh'n, nimmt es die Beschwerde  
der Heimkehr auf mit salzbespültem Huf,  
und reiht sich ein in die verlassene Herde  
und horcht nie wieder nach dem Ozeanruf.

[14]

*Haloga ...*

Wie nenn ich dich? Des Buchtenwindes Tuscheln  
bringt dich bei Abend meiner Sehnsucht nah.  
Viel Tiefes wissen taubenblaue Muscheln  
von deiner Seele, Fernland Haloga:

Fand keinen andren Namen, hohe Insel,  
nicht Weg noch Wikingschiff, das dich erreicht:  
Hier schlappt viel schlaffer Tang, und wie Gewinsel  
Klingt's wenn die Nacht um Schilfes Scheitel streicht.

Wir sind so zahm geworden jedem Zähler,  
wir sind vor lauter Zählung zahnlos schon,  
und messen wie Gekrönte und wie Krämer  
Tat oder Untat nach Erfolg und Lohn.

Du Land, wo man noch Drachentöter fände  
und Meerwind die verschülten Zelte salzt,  
der Boden Wald und wildes Kampfgelände,  
noch nicht zu Tanz und Wettlauf glattgewalzt.

Wo Gott noch sichtbar, wo man Leid und Minne  
nicht Gauklern preisgibt als zu kühn und keusch;  
wo Worte edel noch wie Anbeginne,  
wer ja sagt, ja meint, – Herzschlag, nicht Geräusch.

Ich träume dich wie dich die Muscheln raunen,  
du starkes Land, das aus dem Tiefmeer steigt,  
wo Königskinder in die Sterne staunen,  
wer nein meint, nein sagt, und ein Sieger – schweigt!

[14]

Iris von Gottberg

## Nachwort

*Gertrud von den Brincken in der Zerreißprobe zwischen eigener und baltischer Familie, zwischen realem Wohnort und Sehnsucht nach der verlorenen Heimat*

Glück, was war schon Glück? Glück hatte von Kindheit an in den Ohren von Gertrud von den Brincken den Klang einer billigen Münze. Schmerz, Leid stand indes für Herzensblte. Im Leben wie in der Liebe.

Wahrhaftig, Glück hatte in ihrem Leben kaum eine Chance, es lugte nur hier und da verstohlen unter der Sorgendecke hervor. Schuld daran waren vor allem die zeitgeschichtlichen Verhältnisse, die unsichere, rastlose Nachkriegszeit der 20er Jahre, die Weimarer Republik, ab 1933 das Naziregime unter Hitler, der Zweite Weltkrieg und die elende Nachkriegszeit nach 1945. Aber auch im privaten Bereich sorgten berufsbedingte Schicksalsschläge, damit verbunden stndige Ortswechsel sowie Krankheiten und Zerwürfnisse in schweren, dunklen Zeiten dafür, dass Gertrud mit ihrer Familie nicht unbeschwert leben konnte.

1924 lernte Gertrud von den Brincken den aus Österreich stammenden Ordinarius für Philosophie und Psychologie an der Universität Tartu/Estland (ehemals Dorpat), Walther Schmied-Kowarzik, kennen; ein Jahr später heirateten sie. Zum Zeitpunkt der Eheschließung waren beide durch Enttäuschungen gezeichnet: nach außen hin ungebunden, trauerte Gertrud von den Brincken der unerfüllten Liebe zu Hans Carls nach, einem Feldpriester in Kurland während des Ersten Weltkriegs, der aus dem Rheinland stammte; Walther Schmied-Kowarzik hatte sich 1923 nach zwölfjähriger Ehe von seiner Frau Margarete, geb. Heinrich wegen Entfremdung und Untreue scheiden lassen, er war Vater eines Sohnes Volker (Dr. Volker Schmied-Kowarzik, geb. 1917, gest. 1985, Patentanwalt, verh. mit Gisela, geb. Mügge).

Auch nach der Eheschließung 1925 behielt Gertrud von den Brincken ihren Geburtsnamen bei, mit dem sie sich bereits einen Namen als Lyrikerin und Schriftstellerin gemacht hatte. Ihrem Ruf als Lyrikerin war es auch zu verdanken, dass sich Gertrud von den Brincken und Walther Schmied-Kowarzik kennen lernten. Seine Begeisterung für ihre Gedichte öffnete dem österreichischen Professor das Herz der zurückhaltenden Adligen aus dem ehemaligen Kurland.

Zunächst lebte das junge Ehepaar in Tartu (Dorpat), nicht zu weit von Gertruds Mutter, Schwester und Nichte in Tukums/Lettland (ehemals Tuckum) entfernt, ein Trost für Gertrud, denn sie fühlte sich verantwortlich für das Wohlergehen ihrer baltischen Familie. Außerdem war ihr Tartu vertraut, hatte ihr Vater doch hier an der Universität in Jura promoviert und sie selber dort ab 1912 einige Semester studiert.

Das Leben änderte sich, als Walther Schmied-Kowarzik 1927 einem Ruf an die Pädagogische Akademie in Frankfurt am Main folgte. Der Umzug nach Frankfurt am Main wurde für Gertrud von den Brincken der erste entscheidende Schritt auf dem Weg einer äußeren Loslösung aus der Umklammerung ihrer Herkunftsfamilie, mit der sie sich auch weiterhin sehr eng verbunden fühlte, zumal sie sich verpflichtet hatte, mit den Einkünften aus ihrem literarischen Werk für den Unterhalt der Familie in Tukums zu sorgen. Sie geriet mit ihren vielfältigen Verpflichtungen zunehmend in eine innere Zerrissenheit zwischen der Verantwortung gegenüber Mutter, Schwester und Nichte in Lettland und ihrer neuen Familie. Sie, die im Ehevertrag mit ihrem Mann festgelegt hatte, aus Rücksicht auf die desolate finanzielle Lage ihrer Herkunftsfamilie auf Kinder zu verzichten, wurde 1929 Mutter eines Sohnes, Wieland (Prof. Dr. Dr. h.c. Wieland Schmied, Kunsthistoriker und Kunstschriftsteller, verh. mit Erika, geb. Schmidt). Dieser Sohn, im tiefsten Herzen heißersehnt, offenbarte, dass Gertrud von den Brincken mit großer Hingabe und Leidenschaft Mutter war.

Sie weckte Wielands Fantasie für Abenteuer, erzählte ihm Heldengeschichten und gab sich selbstvergessen dem Spiel mit ihrem kleinen Sohn hin. Auch brachte sie gegenüber Kindern viel Geduld und großes Einfühlungsvermögen auf, was sie in besonderem Maß zum Beruf einer Mutter prädestinierte. Darüber hinaus hatte sie die Fähigkeit, ihren Kindern bei der Verwirklichung ihrer Träume zu helfen. So erlaubte sie in geradezu leichtsinniger Weise ihrem 13jährigen Sohn Wieland 1942 mitten im Krieg, ganz allein mit dem

Zug von Wien zu seinem Sehnsuchtsort Radebeul bei Dresden zu fahren, um dort Patty Frank, den Leiter des Karl-May-Indianermuseums, zu besuchen.

In der Begleitung und Beobachtung ihrer Kinder beim Heranwachsen stiegen in Gertrud von den Brincken eigene Kindheitserinnerungen auf, die sie in ihren Romanen *März* (1937), *Unsterbliche Wälder* (1941) und dem Jugendroman *Helmut sucht einen Freund* (1949) verarbeitete.

Der berufsbedingte Umzug 1927 von Estland nach Deutschland war der Beginn einer 12 Jahre dauernden Odyssee durch drei hessische Städte: Frankfurt am Main, Gießen und Friedberg. Die Pädagogische Akademie in Frankfurt am Main, gerade erst 1926 gegründet, wurde – wie die anderen Pädagogischen Akademien in Preußen auch – nach sieben Jahren wieder aufgelöst. Deshalb versetzte man Walther Schmied-Kowarzik, der dort seit 1927 Philosophie und Psychologie lehrte, zum Ende des Wintersemesters 1932/33 mit ganz geringen Bezügen in den einstweiligen Ruhestand. In Folge dessen bemühte er sich um eine Umhabilitation an die Universität Gießen, die ihm – allerdings ohne Bezüge – ab dem Sommersemester 1933 zugesprochen wurde.

Die Familie atmete auf und empfand es als großes Glück, als Walther Schmied-Kowarzik zum Sommersemester 1934 vom inzwischen nationalsozialistischen Hessischen Staatsminister für Bildungswesen, Kultus, Kunst und Volkstum mit der Wahrnehmung einer Professur für Psychologie an der neu gegründeten Hochschule für Lehrerbildung in Friedberg beauftragt wurde. Es sollte für Walther Schmied-Kowarzik und seine Familie aber nur ein kurzes Glück werden. Denn er hatte es gewagt, in einer Vorlesung auf die Psychoanalyse von Sigmund Freud und Alfred Adler einzugehen. Von den nationalsozialistischen Studenten ausgepöffelt und angezeigt, wurde er mit sofortiger Wirkung aus dem Lehrbetrieb entlassen.

Für seine Familie kam die Entlassung einer Katastrophe gleich. Gerade erst einen Monat zuvor im Mai 1934 hatte Gertrud von den Brincken ihr zweites Kind in Bad Nauheim zur Welt gebracht: Ilse-Roswith (verh. mit Oberstudiendirektor Gernot Sack), die nach einer schweren Geburt durch Kindbettfieber der Mutter beinahe das Leben gekostet hätte. Nur der aufopfernden Pflege ihres Mannes war es zu verdanken, dass Gertrud, die in der Klinik bereits aufgegeben war, gerettet wurde.

Zu dieser Zeit trug jeder in der Familie an einer schweren Kummerlast: die Mutter durch Monate hindurch bettlägerig und geschwächt, der Vater arbeitslos und der fünfjährige Wieland mit der bitteren Erkenntnis, dass nicht mehr er der Mittelpunkt des Familienuniversums war, sondern die Aufmerksamkeit mit einem schreienden Baby teilen musste. Für eine Weile kam Gertruds Schwester, Margarethe von Transehe-Roseneck mit ihrer 17jährigen Tochter – inzwischen war 1932 die Mutter gestorben – zur häuslichen Hilfe aus Lettland nach Friedberg. Aber dieser Verwandtenzuwachs vergrößerte nur noch die innerfamiliären Probleme.

In dieser Not höchster beruflicher und persönlicher Verunsicherung verpflichtete sich Walther Schmied-Kowarzik gegen eine dreimonatige Gehaltsfortzahlung, sich zum Parteischulungsredner ausbilden zu lassen. Gleichzeitig erhielt er die Genehmigung, sich den Lehramtsprüfungen für den Gymnasialunterricht in Deutsch, Geschichte und Philosophie stellen zu dürfen. Nach erfolgreichem Abschluss der Examen wurde er zu Beginn des Jahres 1935 – im 50. Lebensjahr – als Studienassessor im Aufbaugymnasium für Jungen in Friedberg angestellt.

Obwohl Walther Schmied-Kowarzik ein gottgläubiger Mann war und das Kulturschaffen der Juden und ihre Kulturgüter schätzte und hoch achtete – in der sog. Kristallnacht 1938 verteidigte er in SA-Uniform mit seinen Schülern das alte Jüdische Bad von Friedberg und bewahrte es vor der Zerstörung –, so blieb er doch überzeugtes Parteimitglied und sah sich selbst in der Rolle als Missionar eines humanistischen Nationalsozialismus. Auch Nachrichten über grausamste Judenverfolgungen in den 40er Jahren konnten seine Überzeugung nicht ins Wanken bringen, er tat sie leichtfertig als Feindpropaganda ab.

Seine verblendete Haltung warf einen tiefen Schatten auf die Beziehung zu seiner Frau, denn Gertrud von den Brincken verabscheute Hitlers despotische Politik und sein aufdringliches, lautes Großmachtsgehabe und war zutiefst entsetzt von dem, was ihr an Schreckensmeldungen zu Ohren kam.

Man kann sich vorstellen, dass Gertrud von den Brincken in dieser kummervollen Zeit nicht gerade über eine erneute Schwangerschaft erfreut war. Im März 1939 wurde ihr drittes Kind Wolfdietrich geboren (Prof. Dr. Wolfdietrich Schmied-Kowarzik, Professor für Philosophie und Pädagogik, verh. mit Iris, geb. von Gottberg).

Auch unter widrigsten persönlichen Umständen war für Gertrud von den Brincken das Schreiben höchstes, tiefstes Lebensziel. Zugleich erlaubte ihr das Schreiben in den Kriegsjahren einen Ort innerer Ruhe und Zuflucht vor äußerer Bedrängnis. So schaffte sie es, auch in den sorgenvollen 30er und 40er Jahren neben den Aufgaben der Haushaltsführung und dem Spiel mit den Kindern ihre großen Romane – *März* (1937), *Herbst auf Herrenhöfen* (1939), *Unsterbliche Wälder* (1941) und *Niemand* (1943) zu schreiben, auch der neue Gedichtband *Unterwegs* (1942) erschien in dieser Zeit. Sie arbeitete so erfolgreich, dass ihre Werke mehrere Auflagen erlebten; für den Roman *Niemand* gab es sogar ein Angebot zur Verfilmung.

Ein halbes Jahr nach Wolfdietrichs Geburt wurde Walther Schmied-Kowarzik als Studienrat in ein Gymnasium seiner Heimatstadt Mödling, die nun der 24. Bezirk von Groß-Wien war, versetzt, und lehrte nebenher er an der Universität Wien als außerplanmäßiger Professor Philosophie. Hier verlebte die Familie, sieht man von Gertruds schwerer Lungenerkrankung 1941 ab, bis Ende 1944 eine relativ ruhige Zeit.

Ein letztes Mal konnte Gertrud von den Brincken 1942 von Mödling aus ihre Schwester und Nichte in dem von Deutschland besetzten Lettland besuchen. Was sie dort über den Einmarsch der deutschen Truppen und die Ermordung der Juden erfuhr, entsetzte und bewegte sie zutiefst.

Als gegen Kriegsende die sowjetische Armee auf Wien vorrückte, drängte diese Notlage Gertrud von den Brincken, das Angebot ihrer Cousine Lia von Bistram anzunehmen, vorübergehend in deren mittelalterlichem Schloss Unterbruck in der Oberpfalz/Bayern Zuflucht zu suchen. Die Übergangszeit sollte ganze fünf Jahre dauern, Jahre voll existentieller Not und Ärger mit den zahlreichen Flüchtlingsfamilien in dem restlos überfüllten Schloss. Die zeitweise fünfköpfige Familie Schmied-Kowarzik hauste wie alle anderen Familien auch in einem einzigen Raum, der zugleich als Küche, Lebens- und Schlafraum diente.

Es vergingen Jahre voller Krankheiten und der Ungewissheit, wie es einmal weitergehen sollte. Walther Schmied-Kowarzik wurde ein Jahr lang ohne Nachricht für die Angehörigen von den Amerikanern interniert und durfte auch in den folgenden Jahren nicht arbeiten, so musste Gertrud von den Brincken mit privatem Englischunterricht und anderen Gelegenheitsarbeiten die Familie über Wasser halten.

Erst mit dem Umzug Anfang der 50iger Jahre nach Regensburg normalisierte sich allmählich das Alltagsleben. Nachdem Walther Schmied-Kowarzik endlich seine Pensionsbezüge erhielt, konnte die Familie eine geräumige Altbauwohnung beziehen. Nun war dem Ehepaar vergönnt, sich wieder in Ruhe ihren lange vernachlässigten Arbeiten in Wissenschaft und Literatur zu widmen. Dann 1958 wurde Gertrud von den Brinckens Leben überschattet vom plötzlichen Tod ihres Mannes.

In den letzten 20 Jahren ihres Lebens gelang Gertrud von den Brincken nochmals eine fruchtbare Schaffensperiode: sie schrieb Romane, Kurzgeschichten und Gedichte, so z. B. die zweistimmige Lyrik *Wellenbrecher* (1977), den letzten großen baltischen Roman *Nächte* (1981) sowie das autobiographisch-historische Buch *Land unter* (1976), in dem Gertrud von den Brincken ihr persönliches Leben schildert, eingebettet in das tragische, schwere Schicksal ihrer baltischen Heimat während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

*Land unter* ist als zeitgeschichtliche Dokumentarliteratur so überzeugend geschrieben, dass dieses Buch, ins Lettische übersetzt, der Historikerin Inta Dislere seit Mitte der 90iger Jahre mehrfach als Grundlage für Ausstellungen in Tukums/Lettland diente, Ausstellungen, die jedes Mal ein Publikumsmagnet wurden.

In ihren letzten Lebensjahren durfte Gertrud von den Brincken noch mehrere hohe Auszeichnungen entgegennehmen, unter anderem die Albertus-Magnus-Medaille der Stadt Regensburg, den Andreas-Gryphius-Preis der Künstlergilde und ein halbes Jahr vor ihrem Tod das Bundesverdienstkreuz. Am 17. November 1982 starb Gertrud von den Brincken neunzigjährig in Regensburg und wurde in Mödling bei Wien neben ihrem Mann beigesetzt.

*Zur Gesamtauswahl der Lyrik von Gertrud von den Brincken*

Die Veröffentlichung ihres ersten Gedichtbandes *Wer nicht das Dunkel kennt* vor hundert Jahren in Riga machte die damals 19-jährige Gertrud von den Brincken schlagartig in Kreisen der gebildeten Deutsch-Balten bekannt und legte den Grundstein für ihre weitere Karriere als Lyrikerin und Schriftstellerin.

Ihre fünfzehn Gedichtsammlungen und vierzehn Romane, Novellen und Schauspiele sind inzwischen vergriffen und vergessen, die frühesten von ihnen sind in keiner deutschsprachigen Bibliothek mehr aufzufinden, ein Umstand, der von vielen Liebhabern ihrer Werke bedauert wird.

Daher nehmen wir das hundertste Erscheinungsjahr des ersten Gedichtbandes sowie den hundertzwanzigsten Geburtstag von Gertrud von den Brincken am 18. April 2012 zum Anlass, mit einer vierbändigen Gesamtauswahl ihrer Lyrik aus sieben Jahrzehnten an ihre Dichtung zu erinnern.

Der erste Band dieser Auswahl *Halt beschützend über mir die Hand – Frühe Gedichte (1911–1927)* sammelt Gedichte aus den ersten fünf Lyrikbänden, die zwischen 1911 bis 1927 in ihrer baltischen Heimat entstanden sind. Mit aufgenommen wurden in diesen Band auch die Gedichtsammlung *Dass wir uns trennen mussten*, die Gertrud von den Brincken selber noch aus teils veröffentlichten, teils unveröffentlichten Gedichten aus den frühen 20er Jahren zusammengestellt und 1975 herausgegeben hat, die allesamt inspiriert sind von der nie versiegenden Liebe zu dem katholischen Feldpriester Hans Carls aus dem Rheinland während des Ersten Weltkriegs.

Der zweite Band *Durch die Lande geht ein großes Raunen – Balladen und lyrische Zyklen (1917–1942)* zeichnet Gertrud von den Brincken als eine der großen Autorinnen dramatischer Lyrik des frühen 20. Jahrhunderts aus, die in der Form der Balladendichtung bald in Vergessenheit geriet. In der zweiten Hälfte der 20er Jahre formte sie ihre erzählende Lyrik zu Liederzyklen weiter, deren bedeutendstes Beispiel *Judas Ischarioth* sie 1974 zu ihren Lebzeiten nochmals verändert herausbrachte. Ebenfalls beigefügt wurden dem zweiten Band zwei Sonettenkränze aus den frühen 40er Jahren, die ihr Bekenntnis

zur untergegangenen Heimat bezeugen und ihr ethisches Vermächtnis aussprechen.

Die gesammelten Gedichte des dritten Bandes *Doch auch ein Wort kann viel sein – Gedichte der Wanderschaft (1928–1958)* thematisieren ihr wechselvolles Schicksal in Zeiten großer politischer Umbrüche, die Gertrud von den Brincken mit ihrem Ehemann und den gemeinsamen Kindern auf vielen Wanderstationen durchlebte: Frankfurt a.M., Friedberg in Hessen, Mödling bei Wien, Flucht nach Schloss Unterbruck in Bayern und schließlich ab 1950 Regensburg, wo sie ihre letzte Bleibe fand. Neben den drei Gedichtbänden, die zwischen 1942 und 1954 erschienen sind, wurde hier auch die Gedichtsammlung *Gezeiten* aus dem Nachlass von Gertrud von den Brincken aufgenommen, bereits in den 30er Jahren entstanden, die damals aufgrund ihres kritischen Untertons jedoch keinen Verleger fand.

Auch der vierte Band *Was ich noch sagen wollte – Späte Gedichte und zweistimmige Lyrik (1959–1982)* bringt neben einer Auswahl aus dem letzten, umfangreichen Band *Wellenbrecher* von 1977 mit zweistimmiger – gereimter und ungereimter – Lyrik Gedichte aus der Nachlasssammlung *Ausklang*, die Gertrud von den Brincken in ihren letzten beiden Lebensjahrzehnten geschrieben hat. Hier – in den Jahren nach dem Tod ihres Ehemannes – überwiegt in der Stille ihrer Zurückgezogenheit die für sie typische Gedankenlyrik, ihr Ringen um und mit Gott, ihr Nachsinnen über das Menschsein und seine Verantwortung gegenüber den Mitmenschen.

In der vorliegenden Gesamtauswahl der Lyrik von Gertrud von den Brincken sind ungefähr zwei Drittel aller in den fünfzehn Lyriksammlungen veröffentlichten Gedichte und Balladen gesammelt. Eine alphabetische Gesamtliste ihrer Gedichte wird dem vierten Band beigelegt, darin wird auch vermerkt, in welchen der fünfzehn Bände die Gedichte und Balladen erstmals erschienen und in welchen Auflagen sie wieder aufgenommen worden sind. Als Siglen dient hierzu eine Nummerierung der Lyrikbände von 1 bis 15, wie sie in der Bibliographie aufgeführt sind, wobei die zusätzlich hochgestellten Zahlen auf die entsprechenden Auflagen verweisen. Diese Kennzeichnung ist auch am Ende jedes Gedichtes rechts außen angemerkt. Da Gertrud von den Brincken ihre Gedichte, Lieder und Balladen nicht nur von Auflage zu Auflage immer wieder umgearbeitet, sondern oftmals auch die Zu-

sammenstellungen der Gedichtbände in den späteren Auflagen variiert hat, dient eine solche genaue Auflistung der Möglichkeit, den Wandlungsprozess bestimmter Gedichte nachgehen zu können.

In die vorliegenden Auswahlbände wurden die Gedichte jeweils in der letztveröffentlichten Fassung aufgenommen, oftmals zusätzlich unter Einbeziehung handschriftlicher Verbesserungen von Gertrud von den Brincken aus ihren persönlichen Handexemplaren, trotzdem werden sie den Auswahlbänden jeweils ihrem Ersterscheinungsjahr zugeordnet. Nur in ganz wenigen Ausnahmen werden aus thematischen Gründen einzelne Gedichte anderen Sammlungen eingefügt, diese Ausnahmen sind jedoch durch die Kennung leicht zu identifizieren.

Da die vorliegenden Auswahlbände des lyrischen Gesamtwerks von Gertrud von den Brincken vornehmlich die Aufgabe haben, sie einer heutigen Leserschaft bekannt und verfügbar zu machen, wurde auf weitere historisch-kritische Anmerkungen verzichtet.

## Siglen der Gedichtbände und Bibliographie des Gesamtwerks

### GEDICHTBÄNDE

- [1] *Wer nicht das Dunkel kennt. Gedichte*, Riga (Jonck & Poliewsky) 1911, 75 S.; verändert [2. Auflage] in: *Aus Tag und Traum. Balladen und Lieder*, 2. Auflage, Riga 1927, S. 141-157.
- [2] *Lieder und Balladen*, Berlin-Steglitz (Fritz Würtz) 1917, 73 S.; 2. veränderte Auflage Berlin-Riga-Leipzig 1919, 69 S.; 3. veränderte Auflage Berlin (Georg Neuner) 1926, 76 S.
- [3] *Aus Tag und Traum. Balladen und Lieder*, Riga (Jonck & Poliewsky) 1920 [Umschlag: 1921], 191 S.; 2. veränderte Auflage mit einem Anhang: *Jugendgedichte Wer nicht das Dunkel kennt*, Riga 1927, 157 S.
- [4] *Schritte... Neue Lieder und Balladen*, Berlin und Leipzig (Georg Neuner) 1924, 122 S.; 2. veränderte Auflage, Berlin und Leipzig 1927, 133 S.
- [5] *Das Heimwehbuch. Blätter vom Baltischen Baum*, Berlin und Leipzig (Georg Neuner) 1926, 73 S.; 2. und 3. unveränderte Auflage, Berlin und Leipzig 1929.
- [6] *Unterwegs. Gedichte*, Stuttgart (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung) 1942, 95 S.
- [7] *Stimme im Dunkel*, München (Neubau Verlag) 1949, 63 S.
- [8] *Heimwehbuch*, Bovenden bei Göttingen (Baltischer Verlag) 1950, 49 S.; 2. veränderte Auflage, Bovenden bei Göttingen 1954, [ohne Seitenzahlen] 61 S.
- [9] *Abschied. Eine Auswahl aus Lyrik und Prosa*, Hannover (H. v. Hirschheydt) 1961, 237 S. [Lyrik: S. 17-111].
- [10] *Judas Ischarioth. Ein lyrischer Zyklus*, Darmstadt (J. G. Bläschke) 1974, 19 S.
- [11] *Daß wir uns trennen mußten ...*, Darmstadt (J. G. Bläschke) 1975, 79 S.
- [12] *Wellenbrecher – Zweistimmige Lyrik*, Darmstadt (J.G. Bläschke) 1976, 203 S.

- [13] *Gezeiten*  
 [14] *Ausklang*  
 [15] *Ungereimtes*  
 [13] – [15] erschienen in: *Gezeiten und Ausklang*. Gedichte aus dem Nachlaß, hg. von Winno von Löwenstern, Köln (Mare Balticum) 1992, 223 S.

#### ROMANE UND PROSABÜCHER

- März. Roman*, Wien (Zinnen-Verlag) 1937, 277 S.  
*Herbst auf Herrenhöfen. Roman*, [Vorabdruck Velhagen & Klasings Monatshefte 1939], Bielefeld und Leipzig (Velhagen & Klasings) 1939; 2. Auflage 1940; 3. Auflage 1941, 296 S.  
*Unsterbliche Wälder. Roman*, Stuttgart (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung) 1941; 2. Auflage 1942, 286 S.  
*Niemand. Roman*, Stuttgart (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung) 1943; 2. und 3. Auflage 1944, 636 S.  
*Helmut sucht einen Freund* [Jugendbuch]. Mit 20 Zeichnungen von Lilo Kleeberg, Lüneburg (Heliand Verlag) 1949, 176 S.  
*Land unter. Erlebnisse aus zwei Weltkriegen, Bolschewikenzeit und Nachkriegsjahren*, Darmstadt (J.G. Bläschke) [1976], 294 S.  
*Nächte. Roman*, Kassel (Georg Wenderoth) 1981, 320 S.

#### NOVELLEN UND ERZÄHLUNGEN

- Der Kanzelstein*, [Vorabdruck in Velhagen & Klasings Monatshefte 57. Jg. 2. Bd. 1942/43], Bielefeld und Leipzig (Velhagen & Klasings) 1943  
*Aina. Erzählung*, Honnef [Vertrieb: Harro von Hirschheydt, Hannover] 1958, 91 S.  
*Abschied. Eine Auswahl* [aus Lyrik und Prosa], Hannover (Harro von Hirschheydt) 1961, 237 S.  
*Ismael. Fünf Fragmente*. Mit sechs farbigen Radierungen von Erich Brauer, [= Nürnberger Liebhaberausgaben], Nürnberg (Glock & Lutz) 1971, 73 S.  
*Eine Handvoll Alltäglichkeiten. Erzählungen*, St. Michael/Österreich (J. G. Bläschke) 1980, 141 S.

#### SCHAUSPIELE

*Die Sintflut steigt. Ein Spiel in 13 Bildern*, Darmstadt (J. G. Bläscke) 1977, 75 S. [Bühnenlesung, Hagen 1951].

*Wasser der Wüste. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen*, Darmstadt (J. G. Bläscke) 1977, 71 S. [Hörspielsendung *Der Kinderring*, RIAS-Berlin 1959]

Unzählige Einzelveröffentlichungen von Gedichten und Kurzgeschichten in Zeitschriften, Monatsheften, Anthologien und Sammelbänden. Übersetzungen von Gedichten ins Schwedische, Russische, Hebräische.

Zahlreiche Vertonungen von Gedichten und Liedern.

Ein umfangreicher Nachlass – Romane und Erzählungen – harrt noch der Auswertung und Veröffentlichung.

## Detailliertes Inhaltsverzeichnis

### Unterwegs (1942)

- 11 Unterwegs

#### DICHTER - EIN STRAUß GEDANKEN

- 12 Pro domo
- 13 Dichter scheinen uns
- 14 Man kennt sie daran
- 15 Worte
- 16 Gedichte
- 17 Rilkes Tod
- 18 Das Gebot
- 19 Für irgendwen

#### MEINEN KINDERN

- 20 Lächeln
- 21 Schlummerlied – Kleine Seele
- 22 Glaub't's
- 23 Zwei Götter
- 24 Dunkles Lied
- 25 Eh wir begreifen
- 26 Ohne Spruch
- 27 Wegwunsch
- 28 Drei Lieder vom Freunde

#### ERDE

- 30 Mein Deutschland
- 31 Weide am Bach
- 32 Wiesen
- 33 Ockstadt
- 34 Abendstimmung
- 35 Mond aus Wolken
- 36 Eine Handvoll Erde

- 37 Niemandsländ
- 38 Vineta

#### MENSCHEN UND SCHICKSALE

- 40 Quäker I-II
- 42 Menschen gibt's
- 43 Oasen
- 44 Nur ein Mensch
- 45 Ungelesene Briefe Gottes
- 46 Tod im Siechenhaus
- 47 Einsamsein
- 48 Briefwechsel I + II
- 50 Alltag
- 51 ...hast du bedacht...?

#### EINST UND JETZT

- 52 Kindheit
- 53 Anders war die Erde
- 54 Kindheit in Mitau
- 55 Der Zweiunddreißigste
- 56 Gralssucher
- 57 Einem Freunde von einst
- 58 Auch ein Liebeslied
- 59 Manchmal
- 60 Wanderlied

#### Stimme im Dunkel (1949)

- 63 Stimme im Dunkel

#### UM GOTT UND TOD

- 64 Initialen
- 65 Wer mit Ihm spricht
- 66 Damals
- 67 Stündlich

- 68 Gedanken
- 70 Gebet
- 71 Wer ich bin
- 72 Vier Lieder vom Tode
- 74 Zweimal

#### ERINNERUNGEN

- 75 Brinck-Pedwahlen
- 76 Pastorat Altrahden
- 77 Mitau
- 78 Dorpat – meiner Wege
- 79 Alarich
- 80 Friedhöfe bei Tuckum
- 81 Garten in Tuckum
- 82 Heimwehlied
- 83 Zu Hause
- 84 Heimweh
- 85 Meine Heimat

#### MENSCHEN UND LANDSCHAFTEN

- 86 Die sechs Wunschsonette I-VI
- 90 Das Lächeln der Unbekannten (L'inconnue de la Seine)
- 91 So ist das nicht
- 92 Schicksale in Silhouetten
- 94 Wenn sie wüssten I-IV
- 97 Helmut
- 98 Die Sechzehnjährigen
- 99 Meinem Sohn
- 100 Kosakenchor
- 102 Synagogen
- 103 Hellas
- 104 Innisfree
- 105 Sehr viel

#### Heimwehbuch II (1950, <sup>2</sup>1954)

#### GELIEBTE ERDE – VERLORENE HEIMAT

- 109 Meine Heimat könnt ihr nicht zerstören
- 110 Verlorene Heimat
- 112 Verleugnetes Land
- 113 Wenn du nach Hause kommst
- 114 Heimat unser...
- 115 Ferne Wohnung...
- 116 Der große Bär
- 117 Wenn ich sehr einsam bin...

#### FLÜCHTLINGSLOS

- 118 Verzicht
- 119 Flüchtlingslos
- 120 Unsere Kinder 1-2
- 122 Danken
- 123 Dies war mein Traum...
- 124 Karfreitag 1946
- 125 Erntedankfest
- 126 Bauern
- 127 Kleinbürger
- 128 Die nichts verloren haben
- 129 Uns Unbefugten...
- 130 Glück

#### Gezeiten

Gedichte aus den 30er bis 50er Jahren (posthum 1992)

- 133 Gottes Mühlen mahlen mit Gezeiten

#### BALTENLAND

- 134 Baltenland
- 135 Dorpat in der Studienzeit
- 136 Kleiner Roman (Tojaten)
- 137 Sieben Reiter
- 138 Lazarett bei Wenden
- 139 Alter Judenfriedhof

- 140 Verlorenes Land
- 141 Ich sehne mich
- 142 Begegnung in Riga

#### DEUTSCHLAND

- 143 Baltenworte
- 144 Jetzt haben Dichter eine schwere Zeit (1935)
- 145 Wachgerufen
- 146 Helden
- 147 Ich kann nicht
- 148 Nicht daran denken
- 149 Das Lied vom deutschen Dichter
- 150 Klage
- 152 Gute Gewissheit

#### STATIONEN DER WANDERSCHAFT

- 153 Fremde Stadt
- 154 Wetzlar – Kleine Goethestadt
- 155 Abend in Friedberg
- 156 Loreley
- 157 Kleine deutsche Stadt
- 158 Mödling bei Wien
- 159 Land um Wien
- 160 Siebenhirten
- 161 Wienerwald-Dörfer
- 164 Abend am Kulm
- 165 So ist das Leben
- 166 Burkhardtsreuth
- 168 Erde

#### VERSE

- 169 Was wir in Versen begraben
- 170 Bisweilen
- 171 Ich wollte allen helfen
- 172 Fernrohre

- 173 Sprach die Mutter
- 174 Andreem Wegziel zu
- 175 Niemand
- 176 Dies habe ich gemeint

#### SCHICKSALE UND TRÄUME

- 177 Annette in Rüschaus Tagebuchblatt
- 178 So träumten sie beide
- 179 Ein Schicksal: Liebe in drei Bilder
- 180 Sag ihm
- 181 Gute Nacht, geliebter kleiner Schläfer
- 182 Geschwister-Ballade
- 184 Die sieben Schwäne
- 185 Gomez Pereira
- 186 Ballade vom Hunde
- 188 Rentierballade
- 190 Haloga

#### Nachwort von Iris von Gottberg

- 191 Gertrud von den Brincken in der Zerreißprobe  
zwischen eigener und baltischer Familie,  
zwischen realem Wohnort und Sehnsucht nach  
der verlorenen Heimat
- 197 Zur Gesamtauswahl der Lyrik von Gertrud von den Brincken
- 200 **Siglen** der Gedichtbände  
und Bibliographie des Gesamtwerks
- 203 **Detailliertes Inhaltsverzeichnis**